

After an etching by Lorenz Frölich

مصر القاهرة

Bilder aus Kairo.

Von

Adolf Ebeling,

Verfasser der „Lebenden Bilder aus dem modernen Paris“ etc.

Erster Band.

Stuttgart.

Verlag von Levy & Müller.

1878.

Verlag von Levy & Müller in Stuttgart.

Die Türken in Europa.

Von

James Baker.

Autorisirte deutsche Ausgabe.
Mit historisch-ethnographischen Anmerkungen
von
Karl Emil Franzos
und einer Einleitung:
„Die orientalische Frage als Culturfrage"
von
Hermann Vámbéry.

Ein schöner Band von 28 Bogen gr. 8° in elegantester Ausstattung. 1878. Preis *M.* 9.

Das Original der vorliegenden deutschen Ausgabe hat sich in England wiederholter Auflagen und glänzender Aufnahme in der Kritik zu erfreuen gehabt. Durchweg auf Autopsie gegründet, gibt es in gefälliger, anspruchsloser Form das Resultat der Erfahrungen, welche der Verfasser, seit Jahren in der Türkei als Gutsbesitzer angesiedelt, über alle Verhältnisse des Landes zu machen in der Lage war. Der Verfasser, der im Jahre 1874 die europäische Türkei zu Pferde durchstreifte, in der Absicht, da einen größeren Grundbesitz zu erwerben, hielt sich wenig in Konstantinopel, umsomehr auf dem flachen Lande auf und widmete, wie dies schon das Motiv seiner Reise erheischte, den politischen und ethnographischen, sozialen und landwirthschaftlichen Verhältnissen der Türkei größte Aufmerksamkeit und eingehendes Studium. Nachdem er ein passendes Besitzthum gefunden, lebt und wirthschaftet er seitdem selbst, auf eigenem Grund und Boden, im Lande. Nicht um literarischen Ruhm zu gewinnen,

sondern um seinen Erfahrungen und Ueberzeugungen Ausdruck zu geben, hat er dies Werk geschrieben. Im Großen und Ganzen ist dasselbe eine Reformschrift, welche die Reorganisationsfähigkeit des türkischen Staates erweist und die Wege erörtert, auf dem die nothwendige Reform angebahnt werden kann. Die beste Gewähr für die Gediegenheit des Werkes liegt wohl in den Namen der Herausgeber: H. Vámbéry ist bezüglich des islamitischen, K. E. Franzos bezüglich des slavischen Ostens unbestritten die erste Autorität. Der Erstgenannte hat das Werk durch einen hochbedeutsamen Essay über „Die orientalische Frage als Culturfrage", der Zweitgenannte durch zahlreiche und ansehnliche Anmerkungen ethnographischen, culturhistorischen und politisch-historischen Inhalts bereichert. Das Werk ist jetzt, wo die Frage der inneren Gestaltung der Türkei nach blutigen Wirren wieder die Hauptfrage wird, eminent zeitgemäß!

Von den ersten Autoritäten sowie von der gesammten Presse wurde Baker's „Die Türken in Europa" als „die werthvollste Publication unserer Tage über die europäische Türkei" bezeichnet. ..... „Die Herausgeber haben sich damit um die Verbreitung der Kenntnisse vom Osten unstreitig ein Verdienst erworben." (**Augsb. Allg. Ztg.**) ... „Eine Oase in der Wüste." (**Vossische Ztg.**) .... „Eine Geschichtsquelle von bleibendem Werthe." (**Neue Freie Presse**).

Das hochinteressante Werk kann durch jede Buchhandlung bezogen werden.

Drei Monate am Libanon.

Von

Prof. Dr. Oscar Fraas.

Zweite Auflage.

Ein Band in gr. 8. eleg. broschirt. Preis *M.* 2.

Einer Einladung des General-Gouverneurs vom Libanon, Rustem Pascha, folgend, hatte der Verfasser

Gelegenheit, Land und Leute dort kennen zu lernen, wie es sonst einem Reisenden nie gelingt. Der Leser gewinnt eine umfassende Vorstellung des ganzen durchreisten Ländergebiets. — Der Verfasser führt uns von Triest nach Alexandria, Port Said, Jaffa, ins Palais des Pascha, in die Klöster der Maroniten, in die Wohnungen der Drusen und unter die Cedern des Libanon. Die farbenreichen, abwechslungsvollen Schilderungen, in denen auch der Zug frischen Humors keineswegs fehlt, sind stets geistreich und fesselnd, so daß das Buch **für Jedermann** eine ebenso unterhaltende als wahrhaft erfrischende Lektüre bildet.

Urtheile der Presse.

Der Naturforscher. „Wenn die Gegend selbst als Stammsitz einer alten Kultur unser Interesse in hohem Grade erregt, so wird dies noch bedeutend gesteigert durch die frische Schilderung des Reisenden, der nicht nur auf die Beschreibung der so eigenartigen Natur, sondern auch auf die nicht minder fesselnde ethnographische Darstellung der diese Gegenden bewohnenden Menschen und ihrer socialen Verhältnisse mit allumfassendem Blick eingeht. Die Schilderung seiner Eindrücke und Erlebnisse ist eine so fesselnde, daß man sich von der Lektüre dieser Schrift schwer trennen kann, und dabei sind die naturgeschichtlichen Beobachtungen, die hier niedergelegt sind, so zahlreich, daß jeder Leser neben der Unterhaltung auch noch reiche Belehrung finden wird."

Die Natur. „Die Schrift enthält Reisebriefe und Studien aus dem Libanon mit so vielen interessanten Einzelnheiten, daß wir unsern Lesern nur Willkommenes zu bieten hoffen, indem wir sie in etwas ausführlicherer Weise auf das Buch aufmerksam machen.... Die Schrift ist hinreichend, sich ein Bild des Libanon nach den verschiedensten Richtungen hin zu machen, und darum wollen wir sie unsern Lesern warm empfohlen haben."

Bilder aus Kairo.

I.

مصر القاهرة

Bilder aus Kairo.

Von

Adolf Ebeling,

Verfasser der „Lebenden Bilder aus dem modernen Paris" ꝛc.

Erster Band.

SCIENTIA ET PROGRESSUS

MDCCCLXXI

Stuttgart.

Verlag von Levy & Müller.

1878.

C. Hoffmann'sche Buchdruckerei in Stuttgart.

Vorwort.

So hatte er sich doch endlich erfüllt, der sehnlichste Wunsch meiner Jugend: nach Aegypten zu gehen und das Pharaonenland mit eigenen Augen zu schauen. Und wenn ich auch nicht gerade wie der Schiller'sche Jüngling (dagegen schützte mich schon mein vorgerücktes Alter) „mit tausend Masten" über das Mittelmeer hinüberschiffte, so bin ich dafür auch jetzt nicht als „Greis im geretteten Boot", sondern in einem prächtigen Lloyddampfer wieder in den Hafen der Heimath zurückgetrieben.

Aber Herz und Sinne waren mir übervoll von den zu erwartenden Herrlichkeiten und Wundern, und wahrlich! diese Erwartungen sind nicht getäuscht worden, wenn denn auch nach und nach mancher bittere Tropfen in den berauschenden Freudenkelch fiel.

Ein mehrjähriger Aufenthalt in Aegypten, zumal in amtlicher Stellung, ist nämlich nicht dazu angethan, die erste Begeisterung des reise- und schaulustigen Touristen lange zu unterhalten, oder gar zu steigern; im Gegentheil, wer seinen dauernden Wohnsitz an den Ufern des Nils aufschlägt, dem mischt

sich gar bald ein gut Theil nüchterner, ach, oft kläglicher Prosa in die blühende Poesie, und mit der Prosa die ernste, unbefangene Ansicht über viel tausend Dinge, welche dem flüchtigen Reisenden, der nur wenige Monate bleibt, fast durchweg entgehen, und die keineswegs geeignet sind, die glänzenden Farben des Bildes zu erhöhen.

Später tritt dann wohl eine Art von Resignation ein: man scheidet die Licht- und Schattenseiten, und indem man sich dem Genusse der ersteren hingibt und sich an ihnen erfreut, nimmt man die letzteren als eine unabweisliche Zugabe mit in den Kauf.

Aber auch das ist nur eine weitere Phase individueller Gemüthsstimmung und noch immer nicht maßgebend zu einem ernsten, unparteiischen und möglichst erschöpfenden Urtheil. Dazu gehört viel mehr, ja so viel, daß die Aufgabe, in diesem Sinne ein Buch über Aegypten zu schreiben — wenn man anders von vornherein nicht davor zurückschreckt — eine ganz gewaltige wird.

Das ist auch der Grund, weshalb von den vielen, vielen Büchern und Schriften groß und klein, die in den letzten zehn Jahren in Deutschland über Aegypten erschienen sind, nur so wenige wirklichen und dauernden Werth haben; sie gehen eben nur äußerst selten über die gewöhnliche, obwohl oft recht anziehende Feuilletonliteratur hinaus, und wenn dies hier und da geschieht, so doch nur, um nach höchst zweifelhaften und verdächtigen Mittheilungen eingehende

Schilderungen zu entwerfen, die der Landeskundige sofort als oberflächlich, oder gar als apokryph und „gemacht“ erkennt.

Nur drei Bücher möchte ich davon ausnehmen und sie zugleich Jedem, der sich gründlich und wahr über Aegypten zu unterrichten wünscht, aus voller Ueberzeugung empfehlen.

Das erste ist „Ein Kleinstädter in Aegypten“ von Bogumil Goltz; freilich schon alt (es datirt von 1850), aber nichts weniger als veraltet, denn es schildert mit überraschend treuer Naturwahrheit die Menschen und Dinge, die Zustände und Verhältnisse des Landes, die im Großen und Ganzen so ziemlich bis heute dieselben geblieben sind. Stil und Darstellungsweise sind vielfach barock und auf den ersten Blick sogar manirirt und schwülstig, aber gerade für den Gegenstand überaus zutreffend und passend.

Das zweite Buch ist „Aegyptens Neue Zeit“ von Moritz Lüttke (v. 1873), ein äußerst gewissenhaftes, auf jahrelangem Studium begründetes und durchaus selbstständiges, „unbeeinflußtes“ Werk, das namentlich vom Standpunkte einer höheren und vorurtheilsfreien, aber auch zumeist sehr strengen Kritik, große Beachtung verdient.

Das dritte Werk endlich sind Klunzinger's „Bilder aus Oberaegypten, der Wüste und dem Rothen Meere“ (v. 1877), welches nicht allein die Vorzüge der beiden vorhergenannten in sich vereinigt, sondern, und noch dazu in ganz objektiver Form, eine Fülle

von neuen Beobachtungen und Detailsschilderungen bringt, und auf diese Weise ein so umfassendes Gesammtbild des Landes und seiner Bewohner liefert, wie dies bis jetzt noch keinem anderen Autor auf demselben Gebiete in gleich glücklichem Maße gelungen ist.

Höchstens könnte man Klunzinger's Buch dem berühmten Werke Lane's über Aegypten an die Seite stellen, aber das letztere, das vor bald einem halben Jahrhundert geschrieben wurde, ist jetzt wirklich veraltet, denn viele der Lane'schen Schilderungen sind nicht mehr zutreffend. Wenn aber Schweinfurth Klunzinger den „zweiten Lane" nennt, so ist damit Alles gesagt und dem Verfasser der höchste Ehrentitel gegeben.

Das vierte Werk — so denkt vielleicht jetzt mehr als ein kritischer Leser dieses Vorworts und lächelt dabei — ist vermuthlich das vorliegende; aber dem ist nicht so. *Mein* Buch hat einen ganz anderen Ursprung und verfolgt einen anderen Zweck, und schon deshalb muß ich bitten, mir zum näheren Verständniß noch einige Worte zu gestatten.

Auch an mir sollte sich nämlich der seltsame Zauber erfüllen, den der Orient fast auf Jeden ausübt, der von anderen als bloß materiellen Interessen geleitet, längere Zeit unter seinem Himmel gelebt hat, der Zauber der Sehnsucht nach Rückkehr, wenn man Aegypten verlassen, und ich sollte die Wahrheit des bekannten Wortes an mir selbst erproben: *Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen.*

Denn kaum nach Europa zurückgekehrt, ergriff mich diese Sehnsucht nach Osten, dem „Sonnenaufgangslande,“ wie nach einem verlorenen Eden.

Die Miseren meines aegyptischen Aufenthaltes und namentlich meiner amtlichen Stellung, die gränzenlose Verkommenheit (eigentlich müßte ich hier einen noch stärkeren Ausdruck gebrauchen) aller dortigen socialen Verhältnisse, wenigstens nach Oben hinauf, der finanzielle Bankerott des Landes, dem der moralische vorangegangen war, die Aussichtslosigkeit einer Besserung, ohne radikale Aenderung des ganzen verwerflichen Systems: das Alles und noch so vieles Andere, das aus dem vielleicht schönsten und gesegnetsten Lande der Welt das elendeste und verwahrloseste gemacht hat, trat in meiner Erinnerung auffallend schnell zurück, und doch hatte es mich damals, weil es mir unerträglich schien und mein besseres Selbst mit wahrem Abscheu erfüllte, hastig und beinahe überstürzt fortgetrieben, auf Nimmerwiedersehen.

Und nun diese Wandlung! Am passendsten möchte ich sie mit der Fatamorgana vergleichen, die wir so oft am fernen Wüstensaum auftauchen sahen, wie sie uns Kuppeln und Minarets, Palmenlandschaften und Felsenufer und viel phantastische Figuren und Bilder malte — wir wußten, es sei ein Trugbild der öden, menschenleeren Wüste, von den Karawanen selbst als ein „Werk des Teufels“ verwünscht, und doch konnten wir nicht davon lassen und versenkten uns immer tiefer und sehnsüchtiger in den zauberischen Anblick,

bis sich endlich die Spiegelung in blassen Wolkenduft auflöste und schmerzliche Täuschung zurückließ. „Nicht ungestraft unter Palmen!"

Aber auch die Wirklichkeit, das reale Leben in Aegypten und speziell in Kairo, der alten Sarazenenstadt, bietet des Interessanten und Genußreichen viel, vorzüglich demjenigen, der, wie ich, gar bald den sogenannten „höheren Kreisen" gleichgiltig, wo nicht verachtend, den Rücken kehrte und sich dem eigentlichen Volke zuwandte und seine Sitten und Gebräuche erst zu verstehen und dann sich mit denselben zu befreunden versuchte. Freilich trat dadurch auch der Kontrast, was aus diesem so begabten und vor allem so bildungsfähigen Volke bei einer weisen, humanen und gerechten Regierung hätte gemacht werden können, und was das nicht streng genug zu richtende und zu verdammende Gegentheil daraus gemacht hat, nur um so lebendiger und schmerzlicher vor meine Seele, und noch nie hatte ich im Herzen auf der einen Seite so viel inniges Mitleid und so viel aufrichtige Theilnahme und auf der anderen so viel tiefe Verachtung und Entrüstung gefühlt, wie in solchen Momenten. Also wieder „nicht ungestraft!"

Zum Trost, aber auch zugleich zur Erhebung, blickten wir dann rückwärts gewandt in längstvergangene Jahrtausende und blätterten, wenn auch nur als Laien, so doch mit dem sympathischen Verständniß des Gebildeten, in dem gewaltigen Buche der Aegyptischen Geschichte, dem ältesten und großartigsten der

Welt. Und wenn wir in prächtigen Mondscheinnächten, oder in leuchtender Morgenfrühe, oder im flammenden Abendglanz mit Freunden und gleichgestimmten Genossen an den Pyramiden lagerten, oder am Fuße der Sphinx, oder am Obelisken von Heliopolis, oder gar auf den Trümmern von Memphis, so wurden wir fast versöhnt mit der kläglichen Gegenwart, oder wenn das nicht, so trat dieselbe doch so kümmerlich klein in den Hintergrund, daß sie uns die Erhabenheit nicht trüben konnte.

Und diese Stimmung hielt vor und hat vorgehalten, und sie ist es auch, die mir die Erinnerung an Aegypten so theuer, so unvergeßlich und so bedeutend macht. Sie erklärt zugleich die Sehnsucht, die ein vortrefflicher, leider auch schon dahingeschiedener Freund (Heuglin), der, wie vielleicht kein Anderer, Aegypten in sein Herz geschlossen hatte, als „Wüstenweh" bezeichnete, was freilich in den Ohren Derer, die den Orient und speziell die Wüste nicht kennen, unbegreiflich klingen mag.

In solchen Stunden nahm ich dann gern meine Aufzeichnungen aus jenen Jahren vor, wie man ein liebes Portrait gern betrachtet, dessen Original in der Ferne weilt, oder gar schon gestorben ist. Von da bis zum Ordnen, Sichten und Zusammenstellen der zerstreut erschienenen Blätter war nur ein kleiner Schritt, und als Beitrag zur Kenntniß von Land und Leuten am Nil dürften dieselben, bei aller Anspruchslosigkeit, immerhin eine gewisse Berechtigung haben.

Und um auch dem obenerwähnten kritischen Leser gerecht zu werden, möchte ich allenfalls noch hinzufügen, daß diese Bände sich dem Werke meines Freundes Klunzinger insofern anschließen, als sie mehr das Leben in der Hauptstadt Aegyptens zum Gegenstand ihrer Schilderung haben und vielfach sowohl Ereignisse wie Verhältnisse berühren, die eben nur dort vorkommen und zu denen nur Kairo selbst den Rahmen und die Staffage liefern kann.

Und zum Schluß noch ein herzliches Grüßen den Freunden in der Khalifenstadt, den deutschen zumal, von denen mir so manche den dortigen Aufenthalt erleichtert und verschönt haben. Und ein nicht minder herzliches Grüßen den würdigen Männern und edlen Frauen, die in jeder Wintersaison auf kürzere oder längere Zeit nach Kairo kamen und in deren Umgang ich so viel Belehrung, Genuß und Freude gefunden. Wie ich ihnen Allen ein treues Gedenken bewahrt habe, so sind auch vielleicht Einigen von ihnen diese Bände als Erinnerungsblätter willkommen.

Bonn am Rhein,
Ostern 1878.

Ebeling.

Inhalts-Verzeichniß.

I.

Sechs Tage auf dem Mittelmeer.

Von Marseille über Neapel nach Alexandria.

Eine Reise nach Aegypten gehört heutzutage gar nicht mehr zu den außerordentlichen und staunenswerthen Dingen wie vor zehn, zwanzig Jahren; — reist man doch jetzt leichter und bequemer um die Welt, als vor hundert Jahren von Berlin nach Hamburg. Aber bedeutsam bleibt sie trotzdem noch immer für diejenigen, welche sie unternehmen, und die Schilderung derselben dürfte wohl für Viele, die das Geschick aus irgend einem Grunde an die heimische Scholle gefesselt hält, von Interesse sein. In die Kategorie der Ersteren gehöre ich nun selbst, der ich dem deutschen Vaterlande Valet gesagt, um einem Rufe des aegyptischen Unterrichtsministeriums in Kairo zu folgen, — und in die Kategorie der Zweiten gehört voraussichtlich eine Menge meiner Leser, die sich gern von fernen und fremden Ländern und Völkern erzählen lassen, vollends von Aegypten, dem Wunderlande der Pharaonen und Pyramiden, und von Kairo, dieser märchenhaften

Khalifenstadt. Aber so weit sind wir noch nicht, denn die Reise selbst bot der schönen und großartigen Eindrücke und überhaupt der unterhaltenden Einzelnheiten so viele, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, eine Schilderung derselben voranzuschicken. Und wie Alles heute mit Dampf geht, so will auch ich mich nicht länger bei der Einleitung aufhalten, sondern mich sofort auf den Weg machen. —

Ich hätte von Köln über Wien nach Triest, aber auch durch die Schweiz und Italien nach Brindisi gehen können, um mich hier oder dort auf einem der österreichischen Lloyddampfer nach Alexandria einzuschiffen; aber ich zog den Weg über Paris und Marseille vor. Ehrlich gestanden, um die böse, ach! und doch unwiderstehliche Lutetia noch einmal zu sehen, wo ich so viele Jahre glücklich und zufrieden gelebt, und die ich in meinen Büchern immer nur von der schönen und guten Seite geschildert hatte; was sie freilich nicht verhinderte, auch mich in dem unseligen Kriegsjahre 70 als „preußischen Spion, der einen Plan der Pariser Festungswerke nach Berlin geschickt", an die Luft zu setzen. Aber mein Groll ist lange geschwunden, und auch an mir bewährt sich das Heine'sche Wort: „Paris ist dem, der lange dort gelebt hat, wie eine Geliebte, der man noch immer zugethan bleibt, selbst wenn sie Einem untreu geworden ist."

Ich fand denn auch die „Geliebte" in all ihrer früheren Ueppigkeit und Pracht, als wäre die jüngste, schreckliche Vergangenheit gar nicht gewesen; derselbe

Frohsinn und Leichtsinn, dasselbe sorglose Hineinleben von einem Tage zum andern, dasselbe Gewühl auf den Boulevards und den Elyseischen Feldern, und alle Trottoirs vor den Kaffeehäusern an den milden Januarabenden bis auf den letzten Tisch und Stuhl besetzt von schwatzenden, rauchenden, lachenden und lärmenden Gruppen. Ja, — lag es an dem Umstande, daß ich noch Tags zuvor durch die ruhigen und ehrbaren, aber leider sehr schmutzigen Straßen Kölns gegangen, — mir erschien das ganze Wogen und Treiben in erhöhter Potenz, fast noch ausgelassener und bunter, als zu den glänzendsten Zeiten des untergegangenen Kaiserreiches. Alle Theater, Koncerte und öffentlichen Bälle waren überfüllt, manche geradezu überfluthet; die Demi-monde schien mir zahlreicher und verführerischer vertreten, als je zuvor . . . . kurz, das moderne Babylon schien sich für den ausgestandenen Jammer und Schrecken so recht aus vollem Becher entschädigen und das Versäumte nachholen zu wollen.

Im Hintergrunde ragten freilich düster und ernst die Ruinen des Tuilerienpalastes, des Stadthauses und so vieler anderen, durch die Commune eingeäscherten und noch nicht wieder aufgebauten Gebäude; mit der Wiederherstellung der schmählich zerstörten Vendômesäule hatte man bereits begonnen, aber in dem thurmhohen Gerüste war das Monument kaum zu einem Dritttheil vollendet, und am politischen Himmel von Versailles standen unheildrohende Wolken; — aber all dies verhinderte die Pariser nicht, auf ihrem „Vulkan“ wie in den

besten Tagen ihrer bewegten Geschichte zu tanzen. Von gehässigen Anspielungen gegen Deutsche, von beleidigenden Aeußerungen und dergleichen habe ich indeß während der wenigen Tage meines Aufenthaltes nichts erfahren; aber schwül und beklommen war mir doch zu Muthe, denn so gar leichtfertig und unbekümmert hatte ich mir das Volk nicht vorgestellt. Ich war deshalb immer froh, wenn ich Abends im Grand Hôtel wieder angekommen war, wo ich mich in dem kleinen, rothen Boudoir des mechanisches Aufzuges schnell zum vierten Stock hinaufwinden ließ, um von dem betäubenden Trouble auszuruhen und mit den Freunden, die mich leider nicht begleiten konnten, die nahe Abreise zu berathen.

Ich nahm auch schon nach einigen Tagen den sogenannten Post-Schnellzug nach Marseille, der wirklich diesen Namen vollständig verdient, denn er legt den fast achtzig deutsche Meilen langen Weg in vierzehn Stunden zurück. Dieser Zug hängt an seinen Postwagen nur fünf Waggons an, und man muß sich vorher melden und einschreiben lassen, um einen Platz zu bekommen. Ich erinnere mich kaum, jemals so schnell auf einer Eisenbahn gefahren zu sein. In Lyon hält der Zug fünfzehn, an den übrigen Stationen immer nur fünf oder sieben Minuten; man kann sich also leicht die Hast vorstellen, mit welcher man zum Wagen hinausstürzt, um einige hundert Schritte auf dem Perron zu machen, oder am Buffet irgend eine kleine Erfrischung zu nehmen. Glücklicherweise ist es ein Nachtzug, so daß man nur wenig bedarf.

In Marseille war das prächtigste Wetter, und der Januartag so warm, wie bei uns in Norddeutschland ein Maitag. Schon unterwegs von Avignon an, wo es Tag geworden war, hatten mich die immergrünen Olivenbäume an den Süden gemahnt, dem wir unaufhaltsam zuflogen, und dieses Bild wurde noch imposanter durch die hohen Aloen und Agaven, mit denen der Marseiller Bahnhof bepflanzt ist, und die mir wie ein erster Gruß aus Afrika erschienen. Auch sonst hat Marseille vielfach einen südlichen Anstrich: eine lebhafte, lärmende Bevölkerung, mit schwarzen Haaren und Augen und gebräunter Gesichtsfarbe, hier und da schon ein rothes Fez als Kopfbedeckung und sogar ein Turban und Kaftan in der Menge, Griechen, Malteser und Bewohner des nahen Algier unter den Hafenarbeitern, und endlich der Hafen selbst mit seinem dichtgedrängten Mastenwalde, wo man fast alle Sprachen der Welt hört. Eine Fahrt um die weite Bai herum, vorzüglich bei schönem Wetter, wie ich es traf, ist sehr lohnend. Der Weg nach dem Château Borel, der Hauptpromenade der Marseiller, führt durch hohe, unabsehbare Platanen-Alleen, wie man vielleicht in ganz Südeuropa keine schöneren sieht; auch die großartigen Gartenanlagen des genannten Schlosses bestehen fast nur aus immergrünen Bäumen und Gesträuchen, dazu eine heiße Sonne, und das indigoblaue Meer noch intensiver als der dunkelblaue Himmel; endlich die blendendweißen Kalkfelsen, welche die ganze Küste ein-

fassen; — dies alles gewährt einen wunderbar prächtigen Anblick. Auf dem höchsten Felsen steht die neue Kirche Notre dame de la garde, und auf ihrem Thurm die colossale, goldene Statue der Muttergottes, die weit hinausleuchtet über die Landschaft und über die unendliche See; . . . . unwillkürlich schaute ich hinauf und betrachtete sie lange: ave maris stella, sei uns gnädig, Stern der Meere! wie die Schiffer beten, wenn sie sich dem trügerischen Elemente anvertrauen. Warum nicht auch ich, der ich morgen ein Gleiches thun wollte?

Noch an demselben Tage, nachdem ich mein Billet für die Ueberfahrt nach Alexandria gelöst, ließ ich mich an den Dampfer rudern, um den Ort zu besehen, der mir für die nächste Woche als Aufenthalt bestimmt war. Der „Saïd" ist mit dem „Möris" das größte und schönste Schiff der Compagnie des messageries maritimes, und ich konnte mich glücklich schätzen, gerade dieses getroffen zu haben. Der Stewart unten im Passagierraum versicherte mir auch, nachdem ich ihm einen Fünffrankenthaler in die Hand gedrückt, daß er sein Möglichstes thun werde, mir die Kabine allein zu lassen, weil ohnehin nur wenig Reisende erster Klasse angemeldet waren. Und er hat ehrlich Wort gehalten, so daß mich auch der zweite Thaler, den ich ihm später beim Abschied gab, keineswegs reute. Die Kabine, sechs Fuß breit und zehn Fuß lang, ist gar so übel nicht, Notabene, so lange man sie allein bewohnt; sie ist aber auf vier Personen ein=

gerichtet, und wenn sie, was im November, wo die Europamüden massenhaft nach dem Orient pilgern, oft der Fall sein soll, vierfach besetzt ist, so mag der Herrgott ein Einsehen thun, wie man alsdann darin zurecht kommt. Die Schlafkojen gleichen bekanntlich langen und schmalen Kommodenschiebladen, zwei und zwei über einander, und es gehört eine heroische Resignation dazu, sich in eine derselben hineinzuzwängen, wenn auch in den drei anderen menschliche Wesen ruhen und wenn sich dann noch der schrecklichste der Schrecken, die Seekrankheit, einstellt. Ist man aber allein in der Kabine, so kann man es sich relativ ganz bequem machen, und man lächelt wohl noch, wenn man bedenkt, wie wenig Raum man im Grunde für seines Leibes Nothdurft und Pflege bedarf. Die Prätentionen des Festlandes, wo die bevorzugten Sterblichen, zu denen auch ich Gottlob stets gehört habe, ein Wohn- und ein Schlafzimmer besitzen, muß man sich allerdings völlig aus dem Kopfe schlagen.

Der allgemeine Salon im Zwischendeck ist dagegen sehr geräumig und auch nicht ohne Eleganz, obwohl in letzterer Beziehung die großen nordamerikanischen Steamer besser sind; aber er genügt doch allen verständigen Ansprüchen vollkommen. An den blanken Mahagoni-Tischen können im Nothfall hundertundfünfzig Personen zugleich speisen, und es kommt in der eigentlichen Reisesaison nicht selten vor, daß alle Plätze besetzt sind. Den Wirrwarr alsdann und das Gewühl so vieler auf einen kleinen Raum zusammen-

gedrängter Menschen, Herren, Damen und Kinder aus allen Gegenden der Windrose, kann man sich leicht vorstellen. Uns erging es, wie gesagt, besser, weil wir nur einige zwanzig Passagiere in der ersten Kajüte waren. Das Wetter am Tage der Abfahrt, dem 22. Januar, war wunderschön, und wir nahmen es gern als eine gute Vorbedeutung für unsere Reise. Ich hatte mich schon einige Stunden früher eingefunden und stellte mich zunächst pflichtschuldigst dem Kapitain vor, den man aber ja „Kommandant“ tituliren muß, wenn man es nicht von vornherein mit ihm verderben will. Die französische Eitelkeit macht sich, wie überall, so auch hier geltend. Uebrigens war der Kommandant ein liebenswürdiger, feiner Mann, was er namentlich gegen Damen bewies und ebenso bei den Mahlzeiten, denen er stets präsidirte, und die durchweg vortrefflich waren. Bei dem hohen Preis der Ueberfahrt, 375 Franken, gerade 100 Thaler, für die wenigen Tage, konnte man allerdings auch etwas Gutes verlangen.

Noch wurden Kisten und Ballen, Gebinde und Tonnen in den tiefen Schiffsraum eingeladen, schnell und geschickt mit Hülfe eines Dampfkrahns, der wie spielend die centnerschweren Lasten hob und regierte, — immer neue Waaren, von denen die meisten, wie man aus den Aufschriften ersah, über Suez nach Ostindien bestimmt waren. Nach und nach füllte sich auch das Verdeck mit Passagieren; unter ihnen waren viele zu einem letzten Abschied von den Ihrigen be=

gleitet. Neben uns lagen noch fünf andere Dampfer, die sich gleichfalls zur Abreise rüsteten, die einen nach Algier, die anderen nach Konstantinopel, Griechenland und Kleinasien. Die Hafenuhr zeigte ein Viertel vor zwölf, als unser mächtiger Schlot zu rauchen und unsere Maschine zu keuchen begann. Man erwartete noch die Postfelleisen und Depeschen, und als auch diese angekommen waren, ertönte das erste, gellende Pfeifen, und Alles, was nicht mitreisen wollte, eilte die Schiffstreppen hinunter in die bereitliegenden Boote. Hier und da noch ein letztes Umarmen, ein letzter, herzlicher Händedruck .... glückliche Reise! Auf fröhliches Wiedersehn! .... Die Zeiger der Uhr standen auf zwölf — ein zweites, noch lauteres Pfeifen des Dampfrohrs, und der Moment war da: der Saïd setzte sich in Bewegung, wir fuhren davon.

Zuerst ging es langsam, aber majestätisch an den vielen hundert Schiffen des Hafens vorüber und zwischen ihnen durch, bis wir freieres Fahrwasser erreichten und die volle Kraft einsetzen konnten. Rechts, wo der Leuchtthurm auf einem Felsen wie auf einem Vorgebirge steht, warteten noch die Angehörigen verschiedener Passagiere und wehten mit Taschentüchern ein nochmaliges Lebewohl; das letzte Abschiedsgrüßen des Festlandes. Wir machten eine leise Schwenkung nach Südosten und steuerten zur Bai hinaus, dem offenen Meere zu. Schon lagen rechts und links die Kreidefelsen wie im Nebeldampf, aber man konnte die Forts darauf deutlich erkennen; dann tauchte das

Château d'If hervor und erinnerte an Monte Christo, aber nur, um uns Alexander Dumas' abenteuerlichen Roman noch unglaublicher zu machen; leichte, besegelte Boote schaukelten überall, kamen indeß bei dem sanften Winde kaum von der Stelle, während unser Dampfer rauschend dahinschoß. Bald versanken die Umrisse des Hafens und der Stadt völlig; nur das goldene Marienbild von Notre dame de la garde glänzte hoch in der Ferne und stand später noch lange wie ein Stern am Horizont. Links verloren wir übrigens die Küste nicht ganz aus den Augen, und erst nachdem wir Nachmittags die Rhede von Toulon passirt hatten, wo sie noch einmal als gewaltiger Höhenzug hervortrat, sank auch sie duftverhüllt zurück, und nun waren wir allein zwischen Himmel und Meer.

Der prächtige Tag verhieß einen gleich prächtigen Sonnenuntergang, und wirklich stand am Abend der ganze westliche Himmel in Brand, und Feuerflammen loderten hinunter in die Fluth. Die Wogen rollten Goldschaum, und als der glühende Sonnenball versunken war, blieb eine topasgelbe, intensive Helle zurück, auf welcher sich einige Schiffe, die sich zufällig in jener Gegend des Horizontes befanden, wie klares, durchsichtiges Spitzengewebe abzeichneten.

Die Glocke rief zum Diner, und ich sah zum ersten Male die Reisegesellschaft unserer Cajüte beisammen. Es waren nur einige zwanzig Personen, darunter eine nordamerikanische Familie, auf die ich noch gelegentlich zurückkommen werde, und noch einige Damen.

Sonst nichts Besonderes. Die Herren schienen entweder Geschäfts- oder Vergnügungsreisende zu sein; die Unterhaltung wurde fast durchweg in englischer und französischer Sprache geführt. Die Bedienung war französisch und die sehr gute Küche desgleichen; man meinte, an einer feinen Table d'hôte in Paris zu speisen. Da schlugen plötzlich heimische Laute an mein Ohr. .... „Deutsche Worte hör' ich wieder, sei gegrüßt mit Herz und Hand!" Doppelt gegrüßt hier am Bord des Saïd, auf dem Mittelmeer. Es war ein ältlicher Herr, der mir schräg gegenüber saß und einen Kellner deutsch angeredet hatte, um sich das französisch geschriebene Menu erklären zu lassen. Auch der Kellner hatte deutsch geantwortet, also zwei Landsleute auf einmal. Nach Tische machte ich die Bekanntschaft des Herrn (auf der See braucht es nicht vieler Umstände, sondern man stellt sich einfach selbst vor); es war ein Doctor P. aus Berlin, ein Privatgelehrter, unabhängig und unverheirathet, der, wie er sagte, nur nach Aegypten reiste, um dem nordischen Winter zu entgehen. Er bezog noch in derselben Stunde die Kabine neben mir, die zufällig leer stand, und wir haben auf der ganzen Reise gute Nachbarschaft gehalten.

Es war mittlerweile Nacht geworden, aber eine so herrliche Nacht, daß man sich kaum entschließen konnte, zu Bette zu gehen, — wenn überhaupt unser schmales, kleines Lager diese gemüthliche Benennung verdiente. Der zunehmende Mond stand wie ein

Silberdiadem im Westen, ein ächttürkischer Halbmond; das Meer warf zu beiden Seiten des Schiffes leuchtende Funken, und in der breiten, langen Furche, die wir hinter uns ließen, zitterten blitzende Lichter. Sonst alles feierlich-ruhig um uns her; nur das unausgesetzte Keuchen und Brausen der Maschine unterbrach die Stille. Als ich hinabschaute in den Maschinenraum, gewahrte ich die drei ungeheuren, spiegelblanken, metallenen Kurbeln, die wie Riesenarme die unsichtbare Schraube drehten, unaufhörlich und unermüdlich mit furchtbarer Gewalt; noch tiefer glühte aus den Dampfkesseln der Feuerschein herauf, und die schwarzen Gestalten der Heizer kamen mir fast unheimlich vor, wie Cyklopen.

Mein Landsmann gesellte sich zu mir; wir zündeten eine Cigarre an und gingen noch eine Weile plaudernd auf dem Hinterdeck auf und ab, das übrigens schon ganz leer geworden war. Nur zwei Personen, augenscheinlich ein junges Ehepaar, saßen auf einer Seitenbank ganz nach hinten und dergestalt in ihr Gespräch vertieft, daß sie uns gar nicht zu bemerken schienen. Als wir darauf hinuntergingen, sah ich, wie sie sich gleichfalls in eine Kabine zurückzogen, die etwas größer sein mochte, als die unsrige, aber nach festländischen Begriffen immer noch sehr klein. „Raum ist in der kleinsten Hütte,“ flüsterte ich leise dem Doctor zu, indem ich auf das Pärchen wies, und dann wünschten wir uns gute Nacht und suchten die Ruhe. Diese war aber gar nicht so leicht zu finden,

wie ich anfangs gedacht, denn wenn man auch glücklich und ohne sich den Kopf zu stoßen, in das schmale, enge Lager, das ein allzu pessimistischer Reisender sogar mit einem Mumiensarge verglichen hat, hineingeschlüpft war, so fehlte alsdann die Grundbedingung zum Einschlafen: die Stille. Das Schiff ächzte und krachte in allen Fugen, und die Wellen plätscherten hörbar an den Planken; dazu das unaufhörliche Schüttern und Beben der Maschine, von Zeit zu Zeit mit dumpfen Tönen untermischt, wie der Klang einer tiefen Baßsaite — kurz und gut, ich konnte nicht einschlafen. Meinem Nachbar, dem Doctor, mußte es ähnlich ergehen, denn er rief mir verzweiflungsvoll zu: „Können Sie denn schlafen bei diesem Höllenlärm? man meint ja jeden Augenblick, das Schiff ginge auseinander.“ Dies gab sich übrigens schon nach einer Weile; und wenn auch unsere erste Nacht auf der See nicht gerade zu den sanftesten und angenehmsten zu rechnen war, so hatten wir dafür wenigstens den Vortheil, nicht zu lange zu schlafen und das Schauspiel des Sonnenaufgangs zu genießen.

Schon im Morgengrauen, das einen bleichen Schimmer durch das kleine Kajütenfenster warf, begann es über uns zu rumoren, denn die Matrosen wuschen und scheuerten das Verdeck, was auf allen Schiffen, und namentlich auf diesen eleganten Dampfern, jeden Morgen geschieht; „on fait la toilette du bâteau,“ sagt man auf Französisch. Der Doctor gesellte sich zu mir, und als wir das Verdeck betraten, leuchteten

uns schon im Osten die hellen, goldgesäumten Wolken entgegen. Die See war glatt und kristallklar, wie ein smaragdener Spiegel, und wir merkten hier oben kaum die Bewegung des rasch dahinfahrenden Schiffes. Man meinte auf dem Rheine zu sein und nicht auf dem Mittelmeer, das doch bei schlechtem Wetter so bös und gefährlich werden kann, daß ein Sturm auf demselben mehr gefürchtet wird, als auf dem Ocean. Der Kapitain — pardon! der Kommandant, der zu uns trat, um uns einen guten Morgen zu wünschen, versicherte uns, daß er sich kaum erinnere, die Fahrt (und er fuhr schon seit acht Jahren zwischen Marseille und Alexandria) unter so glücklichen Umständen begonnen zu haben, obschon man, wie bereits Solon gesagt, den Tag nicht vor dem Abend loben solle.

Bald lag auch die Meerenge von Bonifacio vor uns; die hohe Felsenküste von Korsica glühte links im Morgenfeuer, und der Schnee auf den Gipfeln leuchtete wie flüssiges Gold; die Küste von Sardinien rechts ist weniger felsig, die Höhen sind sanfter und hier und da grün bewaldet, und auch auf ihnen lag der Sonnenglanz rein und klar. Nach und nach kamen alle Passagiere auf's Verdeck, die Damen aus Furcht vor der Morgenfrische in Mäntel und Shawls gehüllt; es blieb Niemand unten, denn der Moment der eigentlichen Durchfahrt rückte immer näher. Manchmal schien es sogar, als ob die Küsten sich so verengten, daß sie an einander stoßen wollten, aber bei einer leichten Wendung des Schiffes ward die aller=

dings sehr schmale Straße wieder frei. Schroffer und wilder thürmten sich die Felsen, jetzt auch am sardinischen Ufer; deutlich sah man den Gischt der schäumenden Brandung, aber das Meer selbst blieb sanft und ruhig, etwas überaus Seltenes in dieser Passage, die beim Sturm furchtbar werden kann. Wehmüthig gedachte ich der „Semillante", jener prächtigen, französischen Fregatte, die während des Krieges in der Krim, wohin sie einen Truppentransport befördern sollte, hier in einer entsetzlichen Februarnacht im Jahre 1855 so an den Klippen zerschellte, daß von den 1250 Menschen, die sie an Bord hatte, auch nicht ein Einziger gerettet wurde. Ich wohnte damals in Paris dem Trauergottesdienste in der schwarzbehangenen Notredame bei, die ihren größten Pomp entfaltete, aber von den armen, untergegangenen Soldaten — — über 800 hoffnungsvolle, schon von Siegeszuversicht geschwellte junge Herzen — wurde dadurch nicht Einer wieder in's Leben gerufen. Jetzt steht auf dem äußersten Felsvorsprunge des Kaps ein großartiges Denkmal, das die Wogen wie ein ewiges Klagelied umbranden. Grauenhaft ist überhaupt der Gedanke, was das Meer in seinen Tiefen für Opfer birgt, die in sturmvollen Jahren auf allen Oceanen zusammen oft nach Tausenden zählen; und doch durchfurchen alljährlich hunderttausende von Schiffen und Fahrzeugen, groß und klein, die trügerische Wasserbahn, und der Mensch trotzt in seiner Nußschale, denn auch der „Leviathan" ist im Grunde nur eine solche, dem furcht-

baren Element. Diesmal aber war es sanft wie ein Lamm; schon eine Stunde später lagen die schimmernden Küsten fern hinter uns, und wir dampften wohlgemuth weiter auf dem unendlichen, stahlblauen Spiegel. Die Luft war so still und unbewegt, daß sich die Rauchsäule unseres Schiffes kaum verzog, sondern wie unbeweglich stehen blieb. Große, schneeweiße Möven begleiteten uns, nur schwebend, mit kaum merklichem Flügelschlage; oft senkten sie sich zutraulich und so dicht auf's Verdeck herab, als wenn sie sich greifen lassen wollten, dann stiegen sie wieder sanft in die Höhe, aber sie verließen uns nicht. Die Möve ist auf allen Schiffen unverletzlich, wie bei uns in Norddeutschland der Storch oder die Hausschwalbe; wer eine Möve schießen oder sonst tödten würde, käme bei der Schiffsmannschaft in Verruf.

Bei Tische machte ich diesmal noch verschiedene andere Bekanntschaften, die aber, ehrlich gestanden, sehr gewöhnlicher Art waren, wobei ich nicht in Abrede stellen will, daß möglicherweise der eine oder andere Passagier über mich eine ähnliche Notiz in sein Tagebuch geschrieben hat. Nur die bereits erwähnte amerikanische Familie machte eine Ausnahme, wenigstens in so weit, als sie die allgemeine Aufmerksamkeit am meisten auf sich zog. Der Vater war ein alter Colonel, der aber den Dienst quittirt hatte, ein ächter Yankee, den ich auf der ganzen Reise fast nur essen oder trinken oder rauchen sah, und seine Gattin leistete ihm in den zwei ersten Beschäftigungen redlich

Gesellschaft. Sie mußten beide meergewohnt sein, denn auch später, bei schlechtem Wetter, wo die meisten Reisenden an Appetitlosigkeit und an noch viel schlimmeren Dingen litten, hielten sie wacker aus an der reichbesetzten Tafel. Zu ihnen gehörte der Sohn, man sagte, ein Petroleumhändler, mit seiner jungen Frau, zwei kleinen Kindern und zwei Bonnen, alsdann eine Art von Gesellschaftsdame und schließlich ein sogenannter Kurier. Also, wie der Leser sieht, reiche Leute, die mit ansehnlichem Train eine Orientreise machten. Zu ihrem zahllosen Gepäck an Koffern, Kisten und Kasten, Mantelsäcken, Reisesäcken und Nachtsäcken kamen noch vier Lehnstühle zum Auf- und Zuklappen, mit denen sie sich auf dem Verdeck etablirten, und die ihnen die Domestiken auf Schritt und Tritt nachtrugen. Der Alte war aber, wenn er nicht bei Tische saß, mürrisch; höchstens ließ er sich durch ein Glas Grog erheitern, das man ihm deshalb auch sehr oft vorsetzte; die Damen studirten im voraus in ihren rothen Handbüchern und Führern die Wunder Aegyptens und schienen gar kein Interesse an der Meerfahrt zu haben; wenigstens lasen sie beständig, auch angesichts der herrlichsten Gebirgsküsten und Landschaften; sogar der prächtige Sonnenuntergang des zweiten Tages — der ganze Himmel voll goldgesäumter Rosenwolken, und die Sonne selbst eine gigantische, feurige Rose, die das Meer bis in seine Tiefen mit glühenden Strahlen füllte — störte sie in ihrer Lektüre nicht. Die armen Bonnen hatten mit den beiden

Kindern, von denen immer das eine zu weinen anfing, wenn das andere aufhörte (gewöhnlich weinten sie aber zusammen), so viel zu thun, daß sie gewiß die Seereise im Stillen von Herzen verwünschten; und die Gesellschaftsdame stickte unverdrossen an einem Paar Pantoffeln, die schwerlich für einen zurückgelassenen Geliebten bestimmt sein konnten, denn sie schien längst über die Jahre der zarten Sehnsucht und des süßen Hoffens hinaus zu sein. Am besten gefiel mir noch der Kurier, ein lustiger Italiener, der aber, wie es seine Stellung bedingte, fast alle Sprachen Europa's redete. Er war entschieden das Factotum der Familie, die ihn bei jeder Gelegenheit um Rath und Auskunft fragte. Er wußte und kannte auch Alles, oder that wenigstens so, und war nie um eine Antwort verlegen. Oft verlangte der Colonel, dem er die Pfeifen stopfte und den Grog umrührte, eine nähere geographische oder sonstige Erklärung, und ich war indiscret genug, hinzuhorchen, und amüsirte mich köstlich, wie er die französischen und italienischen Küsten und Inseln zusammenwarf und bunte, abenteuerliche Geschichten und Anekdoten einflocht, wie in einem Roman. Einmal wies er ernsthaft nach Osten, wo die Insel Elba liegen sollte; er schwor, er sehe sie mit bloßen Augen, und der Colonel sah sich blind durch sein langes, schwarzes Doppelfernrohr und entdeckte nichts, was ihn aber nicht verhinderte, die Seinigen zusammenzurufen, um ihnen das merkwürdige Eiland zu zeigen. Der Doctor P., der sich über den „Hanswurst“ ärgerte,

machte ihm begreiflich, daß in jener Gegend die Insel Elba gar nicht liegen könne, doch der Kurier ließ sich nicht verblüffen, sondern betheuerte, er sei dreimal dort gewesen und müsse es besser wissen. Seitdem nahm er sich aber doch in Acht, nicht allzu laut zu schwatzen, wenn der Doctor in der Nähe war.

Auf dem Vorderdeck der zweiten und dritten Klasse war sehr gemischte Gesellschaft; mich interessirten dort nur einige Türken und Griechen, die in ihren malerischen Kostümen einen hübschen und wirklich poetischen Kontrast mit ihrer Umgebung bildeten, namentlich mit den blauen Hemden und Theerjacken der Matrosen. Sie hatten sich aus weißen und rothen Stoffen ein kleines Zelt auf dem Verdeck aufgeschlagen, dasselbe mit farbigen Teppichen und Polstern ausgelegt und saßen oder lagen darin fast während der ganzen Reise, speisten auch friedlich zusammen Brot, Zwiebeln und Früchte, schwatzten, rauchten und faulenzten — ächt orientalisch. Wir hatten auch eine ganze Menagerie an Bord, vorzüglich Hühner und Tauben, aber auch Gänse und Truthühner, ferner Schafe, Ziegen und Kaninchen, die sämmtlich aus ihren vergitterten Holzkasten neugierig herausschauten, wenn man vorüberging. Wehmüthig klang mir an jedem Morgen das Krähen der Hähne, die lustig und unbesorgt den neuen Tag begrüßten, der doch immer für einige von ihnen der letzte war.

Auch der zweite Abend war ebenso schön wie der vorhergehende; wir konnten uns kaum entschließen, in

unsere Kabinen hinunter zu gehen, so lau war die Nacht, mitten im Januar! so wunderbar leuchtete das Meer, und so prächtig funkelte der Sternenhimmel! Der Jakobsstab des Orion stand hoch über uns wie ein Brillantschmuck, der Sirius blitzte gar wie ein Kohinor, aber der Polarstern neigte sich tief nach dem nördlichen Horizont hin: auch am Nachthimmel war es zu lesen, daß wir uns der südlichen Erdhälfte näherten.

Im fernen Westen lag über dem untergehenden Monde eine röthlich-silberne Wolkeninsel, und wohin man die Blicke nach dem dunkelblauen Gewölbe richtete, tauchten immer neue, glänzende Sterne auf. Unten in der Kajüte aber saß beim Kerzenschein der Colonel über eine große Newyorker Zeitung gebückt, und neben ihm stand sein Grog. —

Am nächsten Morgen weckte mich der Doctor mit dem Zuruf: „Stehen Sie auf! man sieht schon den Golf von Neapel; in einer Stunde sind wir dort!“ Das wirkte elektrisch, denn welcher Mensch, und wäre er auf dem weichsten Seidenpfühl gebettet, würde wohl den Muth haben, bei einer solchen Nachricht auch nur noch eine Sekunde länger liegen zu bleiben. Um so mehr ich, in meiner harten Kommodenschieblade, obwohl ich, um der Wahrheit die Ehre zu geben, diese zweite Nacht schon viel besser geschlafen hatte.

Aber nun — wie wird mir das Herz groß, und wie leuchtet in mir die Erinnerung auf, gleich einem Zauberbilde, wenn ich des Augenblickes gedenke, wo

ich nach einer hastigen Toilette die Kajütentreppe hinaufsprang und das Verdeck betrat. Der weltberühmte Golf lag vor mir, von der aufsteigenden Sonne vergoldet, und staunend und entzückt betrachtete ich das wundervolle Panorama, das seinesgleichen nicht auf der Erde hat, und dem nur zwei Punkte, wie man oft sagen hört, sich an Schönheit zur Seite stellen dürfen: das Goldene Horn und die Einfahrt von Rio. Das mag sein; doch nur von Neapel gilt seit undenklichen Zeiten das Sprüchwort: „Vedi Napoli et poi mori“, sieh Neapel und stirb! Ich starb nun nicht, lieber Leser, und es ist auch vor mir, von all den Hunderttausenden, die Neapel gesehen, wohl keiner von dem bloßen Anschauen gestorben, aber ich hatte doch einen dankenden Blick nach oben, daß auch mir ein günstiges Geschick vergönnte, diesen herrlichen Anblick zu genießen, den ich gern versucht bin, den schönsten meines Lebens zu nennen, jedenfalls den unvergeßlichsten.

Mit stolzer Majestät rauschte unser gewaltiger Dampfer an dem in's Meer hinausgebauten Molo mit seinem Leuchtthurm vorüber und hinein in die spiegelklare Bucht, die schon in dieser frühen Morgenstunde von unzähligen Nachen belebt war, und ließ nach wenigen Minuten mit donnerndem Getöse seinen Anker fallen. Nun lag sie vor uns, die ganze, gewaltige Stadt mit ihren Häusermassen, Palästen und Kirchen, amphitheatralisch aufsteigend, und hoch vom Kastell Sanct Elmo und dem noch höheren Capodimonte über-

ragt; links das Kap Misen und die Inseln Procida und Ischia, rechts der rauchende Vesuv und zu seinen Füßen die blühenden, meerbespülten Gelände von Portici, Resina und Torre del Greco: ein romantisches Paradies am Fuße des drohenden Vulkans. Weiter zurück, hinter uns, die langgestreckte Landzunge mit Castellamare und Sorrent, und noch weiter die Insel Capri mit der blauen Grotte. Wer kennt nicht diese Namen, denen sich noch eine Menge anderer, wie Herculanum und Pompeji, Amalfi und Salerno und wie viele sonst noch anschließen; und wer in der Ferne hätte nicht oft sehnsüchtig hierher gedacht, um diesen schönsten Punkt des Erdenrundes zu betreten? Uns war dies nun vergönnt, aber leider nur auf wenige Stunden, denn der Saïd durfte sich nur vier Stunden vor Neapel aufhalten, und mußte präcis zwölf Uhr Mittags weiter. Der Kommandant versicherte uns dies mit officiellem Ernst, und wir mußten sogar unsere Uhren nach der seinigen stellen.

Nun galt es aber auch kein längeres Besinnen; wir sprangen schnell (der Doctor und ich und noch zwei andere Herren, von denen der eine, ein Franzose, glücklicherweise Neapel kannte) in eines der vielen Boote, die unsern Dampfer mit lautem Zuruf umschwärmten, und ließen uns an's Land rudern. Wenigstens sechs, acht andere Boote mit Herren und Damen folgten uns, und wir wurden sämmtlich beim Aussteigen von einer zudringlichen Menge, die uns augenscheinlich erwartet hatte, lärmend empfangen. „Nur

keinem etwas gegeben!" rief uns der Franzose zu, „sonst werden wir sie nimmer los!" und eilte uns voraus, um einen offenen, viersitzigen Wagen zu nehmen, der auch sofort gefunden war, und schon in der nächsten Minute kutschirten wir davon.

Der Leser wird jetzt unmöglich eine Schilderung von Neapel verlangen; es handelte sich ja nur um den Besuch von einigen Stunden, und wir wollten während dieser Zeit auch noch frühstücken. Ich lachte daher, als der Doctor seinen Baedeker (Unter-Italien) hervorzog, der uns für diese flüchtigen Momente jedenfalls mehr verwirrt als genützt haben würde. Er mußte ihn also wieder einstecken. Wir fuhren zuerst die Via reale hinauf, an schönen Anlagen mit Palmen, immergrünen Bäumen und hohen Cactus- und Aloe-Stauden vorüber, bis an die Allee, die nach dem Posilipp führt mit dem Grabe Virgil's. Das Zeitalter des Augustus tauchte als unsterbliches Memento herauf, und die einstige Größe der Weltbeherrscherin Rom, denn schon die alten Römer hatten hier ihre Landhäuser und Villen; dann machten wir Kehrt und schlugen den Weg nach der Toledostraße ein, der größten und volkreichsten von Neapel. Immer liefen einige zerlumpte Bettelknaben neben unserem Wagen her, denen ich mitleidig einige Sous zuwarf, aber das machte die Sache nur schlimmer. So ging es rasch an Häusern mit blumengeschmückten Balcons vorüber, an monumentalen Brunnen, an Kirchen mit hohen Portalen, an stattlichen Palästen, an Reiterstatuen auf

freien Plätzen, und in den Straßen selbst drängte sich das Volk im buntesten Gewühl; vielfach zerlumpt oder in sehr primitiven Kostümen, und doch hatte selbst dies einen wunderbar poetischen Anstrich, denn der tiefblaue Himmel, der über uns stand, war ja der Himmel, und die Sonne, die Alles glänzend verklärte, die Sonne Neapels.

Das Gedränge wurde immer dichter, so daß wir kaum weiter konnten, und endlich waren wir gar gezwungen, stillzuhalten, und zwar vor einem großen, schwarzbehangenen Portal, durch das die Volksmenge aus- und einströmte. Wir stiegen aus und erfuhren von unserem Kutscher, daß dies der Palast der Gräfin von Syracus sei, der verwittweten Fürstin von Savoyen, einer bourbonischen Prinzessin, die am vorigen Tage gestorben. Man stirbt also auch in diesem Paradiese, sagte ich unwillkürlich zu mir selbst, während wir durch den von königlichen Garden besetzten Hofraum gingen und durch das zweite, gleichfalls schwarzbehangene Portal in einen großen Saal des Erdgeschosses traten, wo die Leiche, von fürstlichem Pomp umgeben, ausgestellt war. Die unzähligen Kerzen auf den hohen, silbernen Kandelabern blendeten uns fast; über dem Sarge lag ein mit goldenen Lilien reich gestickter, rothsammetner Teppich, und der ganze Raum war mit den prächtigsten Blumen, Magnolien, Rosen, Hyacinthen, Tulpen, Syringen und Geranien förmlich überschüttet. Franziskaner- und Kapuzinermönche und Ordensschwestern lagen betend davor auf den Knieen;

Hellebardiere, in mittelalterlicher Tracht mit wallenden Federbüschen und langen Partisanen, hielten Ordnung. Um schnell sich von dem Allem loszureißen, galt es, seinen Sinnen Gewalt anzuthun; aber es mußte sein; nur eine Rose nahm ich noch vom Boden auf, und wir traten wieder in's Freie.

Hier empfing uns wieder das bunteste, lärmendste Leben, das mit jeder Minute zunahm, je mehr wir uns den Hauptstraßen der Stadt näherten. Wir fuhren über einen Marktplatz, wo es von Käufern und Verkäufern dergestalt wimmelte, daß wir auf's Neue Schritt fahren mußten und doch Mühe hatten, durchzukommen. Besonders einladend erschienen mir die kleinen Boutiken mit Früchten und Blumen, unter den ersteren köstliche Orangen, jede gar hübsch mit einem grünen Blättchen am Stiel, und Bananen, Feigen, Datteln, Muskatellertrauben in Menge; Maulthiere, hoch mit Gemüse beladen, standen überall, und die ambulanten Eßwaarenhändler gingen mit ihren dampfenden Schüsseln, deren zweideutiger Inhalt wohl nur auf inländische Gaumen berechnet war, schreiend auf und ab.

Als wir zu Ende der Toledostraße am Museum vorbeifuhren, warf ich einen sehnsüchtigen Blick nach dem stattlichen Gebäude hinüber, dessen herrliche Kunstschätze ich so gern bewundert hätte. Doch daran war leider jetzt nicht zu denken; der Doctor zog seine Uhr heraus, sie zeigte auf zehn, wir hatten also nur noch zwei Stunden, und es sollte doch noch gefrühstückt

werden. Gern hätte ich für meine Person darauf verzichtet, aber ich wurde überstimmt und mußte mich fügen; dafür versprach mir der Franzose ein Glas ächten Lacrimae Christi, oder Falerner, oder beides.

Nur noch einen flüchtigen Blick wollten wir in die Kathedrale werfen, mit dem Grabmal des heiligen Januarius, des Schutzpatrones der Stadt, und der Kapelle des Heiligen, die man ihm zu Ehren erbaut hat, weil er im sechzehnten Jahrhundert durch seine Fürbitte und durch das Wunder seines flüssigen Blutes die Stadt von der Pest und dem Ausbruch des Vesuvs befreit haben soll. Eine Ueberfülle an Gold und Marmor, wie ich selten etwas Aehnliches gesehen, ist dem Andenken des Heiligen gewidmet worden; an den Wänden aber erblickt man wunderschöne Basreliefs aus Pompeji, die mir die Sehnsucht nach jenem Schauplatz untergegangener Herrlichkeit nur noch lebhafter erweckten. Doch auch diese Sehnsucht mußte ungestillt bleiben; wir stiegen wieder in unsern Wagen, bogen von Neuem in die Toledostraße ein und hielten bald vor dem Hôtel de l'Europe, dem besten Restaurant von Neapel, wie uns der Franzose versicherte. In wie weit er Recht hatte, konnten wir natürlich nicht beurtheilen; wir speisten indeß vortrefflich, selbstverständlich als erstes Gericht Maccaroni, auch frische, junge Erbsen, und köstliche Weintrauben, süß wie Limonade. Die versprochenen Weine fehlten gleichfalls nicht, aber besser als der Falerner schmeckte mir der Lacrimae Christi, ein ächter Feuerwein vom Fuße des Vulkans.

Was mir indeß das Hôtel de l'Europe am interessantesten machte, war seine günstige Lage, an der Ecke des königlichen Schloßplatzes, vis-à-vis dem Theater San Carlo, bekanntlich dem größten der Welt. Dazu frühlingsgrüne Gartenanlagen, und auf dem Platze selbst das bunteste, bewegteste Leben von Equipagen, Omnibussen und sonstigen Fuhrwerken, von Reitern und Spaziergängern und — das ist einmal in Neapel die unvermeidliche Zugabe — von umhertreibendem, ach! und sehr zerlumptem Gesindel. Die Fiaker amüsirten mich am meisten, oder richtiger die Pferde, deren Geschirr mit blanken Schildern, Spangen und sonstigen Metallzieraten, die in der Sonne wie Gold glänzten, über und über besetzt war; außerdem trugen sie noch auf Kopf und Rücken eine blitzende Figur oder ein schaukelndes Spiegelchen; man war versucht, es für einen Fastnachtsschmuck der drolligsten Art zu halten, aber das ist in Neapel Mode, wie ja überhaupt der Südländer viel auf brennende Farben, auf äußeren Schimmer und Prunk gibt.

Die Trennungsstunde rückte immer näher heran; die letzten Gläser des wirklich köstlichen Weines wurden geleert; der Doctor kaufte noch eine Flasche und steckte sie in seine Rocktasche, und dann ging es, die Toledostraße zurück, dem Hafen zu. Unterwegs wurde noch verschiedentlich angehalten, um Handschuhe und Cigarretten zu kaufen, die in Neapel sehr gut und billig sind; ich hätte gern noch sonst allerlei gekauft, blos um noch etwas länger zu bleiben, aber

der Doctor sah schon wieder nach der Uhr und mahnte zur Eile.

An der großen Steintreppe des Hafens warteten die Gondeliere, um uns wieder an den Dampfer zurückzubringen; doch es ging nicht so schnell mit der Abfahrt, denn während einer kleinen, indeß glücklich beendeten Discussion mit unserem Kutscher, der das Doppelte forderte, sich aber mit der Hälfte begnügte, umdrängte man uns dergestalt, daß wir absolut nicht in unser Boot hinein kommen konnten. Diese hoffnungsvolle Jugend Neapels, in malerisch drapirten Lumpen und zerrissenen Kleiderresten, ist gegen Fremde so zudringlich, daß schließlich nur der Stock hilft, um sich ihrer zu erwehren; — ein schmucker, junger Bursche, besser gekleidet, aber augenscheinlich auch nur ein armer Fischer, stand abseits an einen Pfeiler gelehnt und schaute fast verächtlich der häßlichen Scene zu; auf den ging ich zu und schenkte ihm einen Franken. Er dankte mir verwundert und sah mich darauf mit einem seltsam fragenden Blicke an, wie wenn er sagen wollte: „Warum gehst Du schon wieder, und bist doch kaum gekommen. Bleib' doch bei uns, es ist ja hier so schön. Ich rudere Dich diesen Abend hinaus in den Golf, wenn der Vesuv im Mondschein glänzt, und die ganze Landschaft in silberner Märchenpracht liegt, und singe Dir auch eine Barcarole dazu, wie Du sie noch nie gehört“ . . . . ich mußte über mich lächeln, aber ich hütete mich wohl, den anderen etwas davon zu sagen; war mir doch, als hätte mir nicht jener

Fischer, sondern Neapel selbst diese Worte zugerufen. So kamen wir an Bord unseres Dampfers zurück.

Der Kommandant lobte unsere Pünktlichkeit (es war ein Viertel vor zwölf); ich sah übrigens gar bald, daß wir nicht nöthig gehabt, uns so zu beeilen. Zwanzig Minuten und mehr werden jedesmal zugegeben, aber man darf trotzdem nicht riskiren, die officielle Abfahrtsstunde zu überschreiten. Auf dem Verdeck war es sehr lebendig. Eine Menge Händler und Krämer waren an Bord gekommen und boten ihre Schätze und Raritäten feil: Korallen und geschnittene Steine, Mosaikschmuck und hübsche Filigranarbeiten aus Gold und Silber, zierliche Korbflechtereien, Spazierstöcke, Sonnenschirme, Parfümerien — ein ganzer Bazar. Die Preise waren hoch, aber die guten Leute ließen mit sich handeln, und sie wurden mit jeder Minute bescheidener, je näher der Moment der Abfahrt heranrückte. Auch einige Sängerinnen hatten sich eingestellt, natürlich keine vom San Carlo-Theater; aber sie sangen doch zur Guitarre recht nette italienische Volkslieder, und ein kleines, phantastisch gekleidetes, blitzäugiges Mädchen schlug dazu die Castagnetten und tanzte. Sogar Kapuziner und Franziskaner waren an Bord gekommen, um einigen andern Priestern, die sich von hier nach Jerusalem einschifften, das letzte Geleit zu geben. Vier große Dampfer lagen dicht in unserer Nähe, unter ihnen der „Möris“, der von Alexandria kam und durch das schöne Wetter, wie wir, fast einen halben Tag gewonnen hatte. Da ertönte plötzlich das

Signal zur Lichtung des Ankers, und zu gleicher Zeit fing auch unser Schlot wieder zu dampfen und unsere Maschine wieder zu stöhnen und zu ächzen an. Das gesammte Krämervolk stürzte hinunter in die Boote, aber auch von dort aus wurde der Handel noch lebhaft fortgesetzt, und ich selbst kaufte einige Photographien von Neapel, die noch soeben drei und vier Franken kosten sollten, und nun auf einen Franken gefallen waren.

Zum zweiten Mal ertönte das disharmonische, schrille Pfeifen, der Saïd machte eine leise Schwankung, wie ein Abschiedsgrüßen, wendete sich dann nach Südwesten und fuhr hinaus in das offene Meer. Adio! adio! und, so Gott will, auf Wiedersehen, du wunderherrliche Stadt mit deinem prächtigen Golf und deinen paradiesischen Landschaften rings umher. So schwer, fast möchte ich sagen thränenschwer, ist mir noch nie im Leben ein Abschied geworden, wie von dir, und doch war mir nur ein kurzer Besuch von wenig Stunden vergönnt, wo Wochen und Monate kaum hinreichen, um diese unendliche Schönheitsfülle ganz zu genießen. Es waren nur Tropfen aus dem vollen, berauschenden Becher, die ich gekostet, es war nur wie der flüchtige Kuß eines Engels im Traum.

Und wie schnell unser Dampfer dahinbrauste, gleichgiltig gegen meinen Wunsch, nur noch etwas zu verweilen, um noch einen letzten Blick auf all diese Herrlichkeiten zu werfen; — schon fuhren wir an Capri vorüber, Neapel versank hinter uns im Blau

seines Golfs und seines Himmels, nur der Vesuv ragte noch majestätisch empor und wuchs zusehends, je mehr wir uns entfernten. Seine Rauchsäule, die im Sonnenlicht wie Silber glänzte, zog sanft hinauf in den Aether und zerfloß dort in lichten Flocken, dieselbe Säule, die, wenn der Berg in seinen Tiefen zürnt, Tod und Verderben auf Alle herabsendet, die an den blühenden Geländen zu seinen Füßen wohnen, und die sich dennoch dort immer wieder von Neuem anbauen, wenn sein Zorn besänftigt ist, als könnten sie anderswo nicht leben und glücklich sein, als könnten sie nicht von ihm lassen.

Aber schon gegen zwei Uhr war auch der Vesuv unseren Blicken entschwunden, und als ich noch immer dastand und nach der Gegend schaute, wo das schönste Eden Europa's und wohl der ganzen Erde liegt, trat der Doctor zu mir und wies auf ein Tischchen mit einer Flasche und einigen Gläsern. Es war die bewußte Flasche Lacrimä Christi, die er aus dem Speisehause mitgenommen, und wir stießen noch einmal und so recht aus voller Seele an, und ließen Neapel leben . . . unsterblich leben, als die kostbarste Perle in Gottes Schöpfung. Indeß war der Doctor kühler als ich und nicht, wie er ironisch bemerkte, so vor Bewunderung und Entzücken außer sich, um für die übrige Welt abgestorben zu sein, denn er behauptete, mich schon zweimal angeredet zu haben, ohne eine Antwort zu erhalten. Der Doctor hatte gut spotten; wollte er doch, wie er mir bereits gesagt, nach seiner

Orientreise auf einige Monate nach Neapel gehen, um dort ganz der Kunst und Natur zu leben, und so das jetzt Versäumte nachholen; mich hingegen verschlug das Schicksal nach Kairo, an den Rand der Wüste, — wo ich denn auch glücklich angekommen bin und diese Beschreibung meiner Seefahrt im Palmengarten des Hôtel du Nil (bei zwanzig Grad Hitze im Februar) zu Papier bringe, — und zwischen mir und dem Gegenstande meiner Wünsche und Hoffnungen liegt jetzt das weite Meer!

Der Kommandant näherte sich uns, um uns, wie er sagte, wegen der Contrebande des italienischen Weines zur Rede zu stellen; wir beschwichtigten ihn, indem wir ihm ein Glas einschenkten, und ein heiteres Gespräch ließ mich die Wehmuth des Abschieds einigermaßen vergessen.

Wir steuerten nun nach Südosten, verloren aber zur Linken die italienische Küste nicht aus dem Gesicht; das Wetter blieb ruhig und schön; doch die Einförmigkeit unserer Fahrt machte sich jetzt, nach dem herrlichen und bewegten Vormittag, doppelt fühlbar. Der Colonel saß schon wieder rauchend unten beim Grog und bei der Zeitung, seine Damen blätterten weiter in ihren Reisebüchern; der Kurier lief hin und her, schwatzte und flunkerte; und von den anderen Passagieren ist noch immer nichts Interessantes zu melden.

Der Sonnenuntergang war auch diesmal wieder prächtig und erhaben; ja, jeder folgende schien den

vorhergehenden an Pracht und Erhabenheit überbieten zu wollen. Das Gebirge der italienischen Küste leuchtete im dunkelsten Violett mit rosenrothen Spitzen, und das Meer vor ihnen wie hellgrüner Kristall; im Westen lagen die Wolken als ein anderes goldenes Gebirge; die scheidende Sonne war diesmal unsichtbar, aber ihre purpurnen Strahlen schossen gleich Feuergarben über den ganzen Himmel — ein Farben- und Flammenschauspiel, wie es nur auf dem Meere in solcher Schönheit zu sehen ist.

Der Kommandant hatte uns versprochen, uns in der Nacht wecken zu lassen, denn wir würden nach seiner Berechnung gegen zwei Uhr die Insel Stromboli passiren. Wir legten uns daher nur halbentkleidet nieder und waren auch beim Pochen des Stewart sofort auf den Beinen und auf dem Verdeck. In der ersten Minute standen wir wirklich geblendet von dem blitzenden Sternenhimmel, denn bis tief an den Horizont hinunter zogen sich die schimmernden Funken; rechts, in nicht gar weiter Entfernung, ragte ein düsterer Kegel, aus welchem ein röthlicher Rauch aufstieg, den von Zeit zu Zeit eine zitternde Helle durchzuckte: es war der Vulkan von Stromboli, der nur selten wirkliches Feuer auswirft, aber in dessen Schlunde es fortwährend kocht und glüht, wenn man es auch nur im Dunkel der Nacht gewahrt; am Tage liegt ein weißlicher Dampf über dem Gipfel, und der Fuß des Berges leuchtet im freundlichen Grün seiner Pinien und Kastanien. Stromboli ist die nördliche

Insel der Liparischen Gruppe, die sich natürlich unseren Blicken entzog. —

Am nächsten Morgen, einem Sonntagsmorgen, passirten wir die Meerenge von Messina. Wild und zerklüftet, wie schwarzer Basalt, lag die Küste von Calabrien uns zur Seite, an der wir eine gute Stunde entlang fuhren. Manchmal näherten wir uns dergestalt dem Lande, daß wir deutlich die grünen Matten an den Felsabhängen erkennen konnten, auch die Häuser einzelner Ortschaften, und einmal sogar ein weißes Kirchlein dicht am Strande. Sonst macht dieser südwestliche Theil Italiens einen düsteren, unheimlichen Eindruck, und all die schrecklichen Geschichten der calabresischen Banden kamen uns in's Gedächtniß. Immer wilder und schroffer thürmten sich die Felsen übereinander, da sahen wir plötzlich zur Rechten eine weiße, goldglühende Masse, die man anfangs versucht war, für einen gewaltigen Wolkenballen zu halten: es war der Aetna auf Sicilien, dicht mit Schnee bedeckt, durch den eine sanfte Rauchsäule hindurchspielt. An der Scylla und Charybdis dampften wir unbesorgt vorüber; nur von der ersteren sahen wir den weißen Gischt der Brandung, die einst dem herrlichen Dulder Odysseus so gefahrbringend wurde; wir hingegen saßen gemüthlich an unserem reichbesetzten Frühstückstische und schauten durch die offenen Kajütenfenster auf die drohenden Felsen.

Als wir auf's Verdeck zurückkamen, um dort den Kaffee zu trinken und die feinen Cigarretten aus

Neapel zu rauchen, waren schon beide Küsten, sowohl die calabresische, wie die sicilianische, im Duft der Ferne verschwunden, aber der Aetna stand noch lange wie eine ruhige, silberne Wolke am Horizont, bis auch seine Umrisse schwächer wurden und schließlich wie leichte Nebel zerflossen. Nun waren wir wieder allein auf dem unermeßlichen Meere, nichts wie Himmel über und Wasser um uns; wir hatten mit diesem letzten Blick auf Sicilien Abschied genommen von Europa, wir richteten unsern Lauf direct nach Süden, und wenn wir jetzt wieder das Land begrüßten, — es müßte sich denn anders ein Sturm erheben und uns zurück verschlagen, — so konnte es nur Afrika sein.

Von nun an gab es vom Verdeck aus nicht mehr viel zu schauen, und wenn ich auch nicht dem Colonel beistimmte, der, wie ich zufällig hörte, sich beim Kommandanten über gränzenlose Langweile beklagte, — die amerikanischen Herrschaften waren übrigens nicht einmal in Neapel an's Land gegangen, — so zogen doch die Stunden sehr einförmig und gleichmäßig vorüber. Alsdann ist das kleinste Ereigniß von Interesse, so unter anderem das Experiment mit der Logmaschine, um die Schnelligkeit der Fahrt zu controliren. Die Entfernung von Marseille nach Alexandria wird auf fünfhundert Seemeilen geschätzt, also gegen hundertundzwanzig deutsche Meilen, die man bei günstigem Wetter, wie es uns beschieden war, in fünf bis sechs Tagen, also in hundertunddreißig bis hundertundvierzig Stunden zurücklegen

kann, was etwas weniger als eine deutsche Meile die Stunde ausmacht; damit stimmten denn auch die Knoten des Logseiles überein, das alle vier Stunden ausgeworfen wurde. Hinter der Schnelligkeit der Eisenbahnen bleiben freilich die Dampfschiffe noch weit zurück, aber es ist trotzdem bewunderungswürdig, daß es dem menschlichen Geiste gelungen ist, durch eine dampfgetriebene und verhältnißmäßig nur kleine Schraube einen solchen Koloß so rasch und leicht fortzubewegen.

Die Seeluft zehrt, sagt ein bekanntes Volkswort, d. h. sie macht Appetit, und zwar einen so bedeutenden, daß man sich lebhaft für die Tischglocke interessirt, die zu den verschiedenen Mahlzeiten ruft. Des Morgens wird Kaffee servirt; um halb zehn Uhr alsdann, nach englischer Sitte, folgt ein reichliches Gabelfrühstück, das aus drei, vier Gängen besteht; gegen zwei Uhr kommt schon wieder eine kleine Collation, die nicht Wenige zu einer großen machen, und um sechs Uhr ist dann das eigentliche Diner, die Hauptmahlzeit, die sich mit ihren vielen Gerichten sehr in die Länge zieht. Nach derselben Kaffee und Liqueure, und Abends gegen neun Uhr Thee mit Kuchen, Biscuits u. s. w. In materieller Beziehung ist man also an Bord gut aufgehoben, vorzüglich wenn die Küche so vortrefflich ist, wie auf unserem Dampfer. Aber auch für geistige Nahrung ist gesorgt, wenn auch nicht in ebenso reichlichem Maße. Sie beschränkte sich nämlich auf eine kleine Bibliothek, die ich natür-

lich gleich am ersten Tage musterte. Goethe's Werke fielen mir zuerst in die Augen, was mich auf einem französischen Dampfer einigermaßen wunderte; später entdeckte ich noch Stifter's Studien und Freytag's Verlorene Handschrift, das letztere Werk, wie einige Worte auf der Titelseite besagten, von einem Reisenden aus Dankbarkeit für die gute Verpflegung zurückgelassen. Leider war die Dedication Müller unterzeichnet, so daß sie auf den großmüthigen Geber kein näheres Licht warf, obwohl der Doctor, — wie mir schien, aus allzugroßem Patriotismus, — behauptete, es müsse ein Berliner sein, aber auch zugleich hinzusetzte, daß es in Berlin über viertausend Repräsentanten dieses Namens gebe. Auch französische und englische Bücher fehlten nicht, unter den letzteren selbstverständlich Walter Scott; ich aber nahm meinen Liebling Stifter mit in die Kabine hinunter und las den Abdias, dies phantastische afrikanische Wüstenbild, als die meinem Reiseziel am nächsten liegende Geschichte.

Nachmittags erhob sich ein leiser Wind, der gegen Abend stärker wurde, so daß man einige große Segel beisetzen konnte. So willkommen dieser Umstand dem Kommandanten und der Schiffsmannschaft war, so unwillkommen war er uns, denn nun hörte die ruhige, sanfte Bewegung des Dampfers auf, und er begann mit größerer Lebendigkeit die Wogen zu durchschneiden. Im Grunde war dies Auf- und Niederschwanken und die schrägere Lage des Schiffes noch nicht gerade

schlimm; wir waren nur durch die bisherige Windstille so verwöhnt worden, daß uns selbst dieser kleine Wechsel schon lästig erschien. Der Abend verlief übrigens leidlich, aber die Gemüthlichkeit, wie sich der Doctor ausdrückte, war doch gestört, und wir zogen uns früher als gewöhnlich in die Kabinen zurück. Die Nacht war gleichfalls erträglich, obwohl wir auf unserem schmalen Lager manchmal ziemlich unsanft hin- und hergeworfen wurden; mir wenigstens erging es so, und dem Doctor nicht minder, was ich aus seinem, mit Stoßseufzern und deutschen Kernwörtern untermischten Selbstgespräch deutlich vernahm.

So kam der Morgen des fünften Tages; es war der erste Morgen, wo uns das Aufstehen und Ankleiden durch die immer stärker werdende Bewegung des Schiffes sehr erschwert wurde, denn bei jeder Verrichtung mußten wir darauf bedacht sein, das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Es glückte endlich doch, aber ich gestehe gern, daß ich auf meine Toilette keine besondere Sorgfalt verwendete. So betraten wir, zögernden, schwankenden Schrittes, das Verdeck. Hier sah es anders und nach unseren Begriffen nichts weniger als erfreulich aus. Es wehte eine „frische Brise“, was ganz hübsch klingt, und von den Seefahrern stets freudig begrüßt wird, was uns Festlandsbewohnern indeß, die wir uns nur auf das Meer wagen, wenn wir die Reise auf der Eisenbahn nicht weiter fortsetzen können, sehr unangenehm erscheint. Die schöne, glatte Spiegelfläche des Meeres war verschwunden, — der

Kommandant hatte uns dies schon am Abend vorher mit verdächtigem Lächeln prophezeiht, — die dunkelblaue Fluth trieb hohe Wellen; uns wenigstens dünkten sie hoch, und jede Welle war mit einer silbernen Schaumkrone geziert, — unleugbar ein prächtiger Anblick, der nur durch den kleinen, aber sehr fatalen Umstand getrübt wurde, daß man sich immer rechts oder links an irgend einem festen Gegenstande halten mußte, um nicht hinzufallen. Versäumte man dies auch nur wenige Sekunden, so kam man in's Taumeln und stolperte unbeholfen einige Schritte in's Blaue bis an den Schiffsbord, der Gottlob wieder einen sicheren Anhalt gewährte. Oder es sprang auch ein mitleidiger Matrose, der gerade in der Nähe war, hinzu und bot uns seinen kräftigen Arm zur Stütze, wobei er noch rücksichtsvoll genug war, sich das Lachen zu verbeißen. Unter sothanen Umständen fanden wir es gerathener, das Verdeck wieder zu verlassen, zumal es nichts weiter zu sehen gab, als das unaufhörliche Wallen und Wogen des bewegten Meeres.

Beim zweiten Frühstück waren die Plätze an der Tafel sehr gelichtet, die Damen fehlten fast alle, nur die Frau des Colonels saß unerschütterlich an der Seite ihres Gatten und schien sogar mit verdoppeltem Appetit zu speisen. Auch wir, der Doctor und ich, hielten uns tapfer, obwohl ich mich meinerseits weit mehr aus Eigenliebe, „um nicht schwach zu erscheinen“, als aus Hunger niedergesetzt hatte. Man hatte diesmal zuerst den sogenannten „Rahmen“ über den Eß-

tisch gespannt: schmale, ziemlich hohe Querhölzer, die mit Seilen unter einander verbunden waren und eine Menge größerer und kleinerer Quadrate bildeten, in welche die Flaschen, Karaffen und Gläser, die Schüsseln, Teller u. s. w. hineinpaßten und dadurch vor dem Umfallen geschützt wurden. Man konnte den solchergestalt gedeckten Tisch mit einer großen, vielbesaiteten Violine vergleichen. Wie man an einer solchen Tafel speist, wird sich der Leser leicht vorstellen; denn wenn auch die einzelnen Geräthe so ziemlich feststehen, so gilt es doch nun, den Löffel mit Suppe geschickt an den Mund zu führen, beim Einschenken des Wassers oder Weins nicht vorbeizugießen und beim Zerlegen der Speisen vorsichtig mit Messer und Gabel umzugehen, um nicht mit seinem Nachbar in Collision zu kommen, und was dergleichen Eventualitäten mehr sind. Richtig fiel auch dort ein volles Glas um, oder die Sauce gerieth, anstatt auf das Fleisch, auf das Tischtuch, einem Anderen rutschte sogar ein Teller mit Gemüse in den Schooß, und von da auf den Boden, und als er angstvoll darnach griff, wäre er fast dem Teller nachgerutscht; — kurz es war eine Table d'hôte der possierlichsten Art, wie wenn Alles im Saale den Veitstanz bekommen hätte. Die ab- und zugehenden Kellner hatten dabei noch größere Noth: sie balancirten in spitzen oder stumpfen Winkeln mit ihren Schüsseln und Plateaux hin und her, und wenn sie dieselben endlich reichten und man sich bedienen wollte, so bogen sie sich, weil sie gezwungen waren, der Be-

wegung des Schiffes nachzugeben, plötzlich wieder weit zurück, so daß man in's Leere griff wie Tantalus. Nur der Kommandant saß ruhig und fest auf seinem Ehrenplatz, und ich bewunderte die Virtuosität, mit welcher er aß und trank, ohne sich auch nur im Geringsten durch das Schaukelsystem, welchem wir anheimgefallen waren, irre machen zu lassen. Wir warteten indeß nicht den Nachtisch ab; der Doctor stand auf und bot mir den Arm, und, viribus unitis, lavirten wir so unbefangen wie möglich durch den Speisesaal und hinunter in unsere Kabinen, denn bei mir stellte sich wirklich jenes malaise ein, — da es ein französischer Dampfer war, will ich lieber französische Ausdrücke gebrauchen, — das dem eigentlichen mal au coeur vorangeht. Nun war es also doch gekommen, das gefürchtete Gespenst der Seekrankheit, und streckte wie ein häßliches Phantom seine Arme nach uns aus. Ach, viele andere Passagiere hatte es bereits ergriffen; das hörten wir deutlich an dem Aechzen und Stöhnen in den übrigen Kabinen; ich machte daher, daß ich schnell in die meinige kam. Bekanntlich gibt es kein Radicalmittel gegen dies widerwärtige Uebel, wohl aber ein gutes Palliativ, das ich an mir selbst mit Erfolg erprobt habe, und das ich hier zu Nutz und Frommen aller derjenigen mittheile, deren Lebensweg vielleicht auch einmal der soliden Grundlage entbehren dürfte, d. h. mit andern, einfacheren Worten, die gleich mir eine Seereise machen wollen. Dies Mittel besteht einfach darin, sich nieder-

zulegen und alles Weitere getrost dem Schicksal zu überlassen, das wir ja doch nicht ändern können, und das in der Regel auch nicht so unerbittlich ist, wenn wir uns nur resignirt unterwerfen. Der Leser sieht schon an dieser Redewendung, daß es mit der Unfehlbarkeit meines Mittels nicht zum besten bestellt ist; ich gebe es ja auch nur als Palliativ, das aber mir, wie dem Doctor, sehr gute Dienste geleistet hat.

Nun aber lasse ich, wie ich die Portièren an meiner Kabine zuzog, auch hier den Vorhang fallen, denn die Seekrankheit verträgt, noch weniger als alle andere Krankheiten, den intimen Verkehr mit der Außenwelt nicht .... empfehlen wir nur den schwarzen Heizern unten im Schiffsraum, nicht lässig zu werden im Schüren der Gluth und die Kohlen nicht zu sparen, um mit verstärkter Kraft so schnell wie möglich das Ziel unserer Reise zu erreichen.

Vergebens ruft uns um sechs Uhr Abends die Glocke zum Diner, sie läutet an den meisten Kabinen vergebens; wir lassen uns eine leichte Bouillon an unser Lager bringen, der Doctor, dem es weniger schlimm zu gehen scheint, verlangt noch ein Gemüse, aber wir bleiben beide unserer Theorie, der horizontalen Lage, treu, wodurch wir den äußersten Eventualitäten der Seekrankheit, die ich jedoch hier aus Respect vor meinen Leserinnen unmöglich näher bezeichnen kann, vorbeugen. Ich frage zugleich den Kellner, wie es oben an der Table d'hôte aussieht, und erfahre, daß außer dem Kommandanten, dem Schiffsarzt

und den Leutnants nur einige wenige Herren erschienen sind, natürlich auch der Colonel mit seiner Gattin. „Eine Frau beschämt uns!“ ruft der Doctor, der dies hört, und will allen Ernstes Anstalt machen, aufzustehen. Ich warne ihn, und er ist verständig genug, seiner verletzten Eigenliebe Schweigen zu gebieten — meinetwegen, sage ich, mögen zehn Damen oben speisen und uns beschämen, ich bleibe hier unten in meiner, wenn auch schmalen und harten, so doch sicheren Kommodenschieblade. Da gibt sich der Doctor zufrieden, und sein Zorn nimmt eine wissenschaftliche Richtung, und zwar gegen die medicinischen Facultäten, die bei allem Fortschritt noch immer kein Mittel gegen die Seekrankheit erfunden haben. Wenn er ein reicher Mann wäre, würde er einen Preis von tausend Pfund Sterling dafür aussetzen. Warum nicht gleich zehntausend, entgegnete ich lachend, denn da der Preis wahrscheinlich niemals ausgezahlt werden wird, so kommt es auch auf die Summe nicht an. —

Später erschien der Stewart und brachte Licht; er tröstete uns mit der Versicherung, daß wir wohl schon am nächsten Vormittag in Alexandria ankommen würden, und wünschte uns dann recht höflich Gute Nacht. Der Wunsch klang etwas ironisch, denn die Vorbedingungen zu einer guten Nacht fehlten gänzlich. Das Schiff „stampfte“, „arbeitete“ und „schlengerte“ entsetzlich, — alles nautische Kunstausdrücke, die sich auf die verschiedenartigen Bewegungen beziehen, denen ein Dampfer bei hochgehender See ausgesetzt ist,

und natürlich die auf ihm sich befindenden Passagiere gleichfalls. Dazu das unaufhörliche Knarren und Krachen der Balken und Wände, das sich freilich immer hören läßt, das aber jetzt so stark wurde, daß es jedes Wort übertönte; endlich das Zittern, Klirren und Klingen aller Geräthe in der Kabine, die, wenn auch durch sinnreiche Vorrichtungen geschützt und befestigt, doch beständig schwanken, schaukeln und rutschen, — ein wahrer Hexensabbath! rief mir der Doctor zu, und ich mußte ihm Recht geben. Zu all dem schließlich noch das Brausen und Sausen der Maschine und der regelmäßige, dumpfe Stoß der Schraube, wirklich ohrbetäubend und sinnverwirrend, obwohl, was man sich aber nie ausreden läßt, nicht die geringste Gefahr damit verbunden ist. Und doch übermannte mich endlich der Schlaf, freilich nicht der sanfte, ruhige des Festlandes, sondern ein fieberhaft erregter, von schweren Träumen erfüllter; aber man schlief doch und kam dadurch um einige Stunden weiter in der schleichenden Zeit.

Plötzlich weckte mich ein lauter, erschütternder Krach, und das „Donnerwetter!" meines Berliner Nachbars, der gleichfalls erwachte, war durchaus berechtigt, denn es war wirklich ein Donnerschlag, dem noch zwei, drei andere folgten. Ich fuhr empor und hätte mir beinahe an der Schieblade über mir den Kopf eingestoßen; zum Glück mäßigte ich meine Bewegungen, griff nach der Klingel und läutete den Stewart herbei. Dieser erschien auch sofort und stattete Bericht ab. Es hatte

sich ein Gewitter entladen, von einem starken Regenschauer gefolgt, übrigens etwas ganz Gewöhnliches in diesen Breiten, selbst im Januar. Auch den Kommandanten hörten wir in unserer Nähe, der, wie mir schien, an einzelnen Kabinen vorüberging, um die Damen zu beruhigen. Nach einer Weile kam der Stewart noch einmal und brachte uns — ein ächter Samaritaner — Thee und englische Biscuits; noch heute habe ich ihm diesen Liebesdienst nicht vergessen. Der Thee wirkte erquickend und besänftigend zugleich, und er lenkte, — ich weiß nicht, wie es kam, — meinen Ideengang nach der deutschen Heimath und an den Rhein, nach dem gastlichen Köln, wo ich noch vor wenigen Wochen an dem gemüthlichen Theetisch lieber, guter, verehrter Freunde gesessen. Der Gedanke an das traute Daheim hat eine segnende Kraft, gleich einem Talisman, der wie eine Mutter ihr Kind schützt und bewahrt . . . . ich entschlummerte unter diesen freundlichen Bildern, und als ich erwachte, schien der helle Tag in meine Kabine. Ich merkte sofort, daß sich die wilde Bewegung des Schiffes bedeutend gelegt hatte und wollte schon aufstehen, als der Stewart mit dem Kaffee kam und mir rieth, noch eine Weile liegen zu bleiben, bis wir angekommen seien, denn man könne die Küste von Alexandria bereits sehen. Diese Worte klangen mir wie Musik, und als sie der Doctor vernahm, rief er ein lautes Victoria. Wir schickten auch den Stewart mit dem Kaffee wieder hinauf, denn der bloße Gedanke der baldigen Landung und Erlö=

sung genügte, um den Rest unseres Unwohlseins zu verscheuchen.

Das Meer ging freilich noch hoch, als wir auf's Verdeck traten, aber wir achteten es nicht, denn vor uns lag die lichtgelbe, afrikanische Küste, und wie es im „Columbus" heißt:

„Vom Golde der steigenden Sonne bestrahlt,
Erhob sich das winkende Glück!"

Wir näherten uns zusehends; bald traten die Umrisse der Stadt hervor, weiße Häusermassen, von Kuppeln und Palmen überragt; dann zeigte sich die Bucht mit dem Hafen Alexandria's. Ein kleiner Dampfer kam pfeilschnell auf uns zu, er brachte uns den Lootsen und zwei Beamte der Gesundheitspolizei, die sich aber mit einigen Formalitäten begnügten, weil die Quarantaine, wegen der in Italien herrschenden Cholera, schon im vorigen Herbst aufgehoben worden war. So steuerten wir in den Hafen hinein, der ein Bild des bewegtesten und zugleich eigenthümlichsten Lebens bot, wie ich es, auch nur annähernd, noch nie gesehen. Von den meisten der zahllosen Schiffe wehte die türkisch-aegyptische Flagge: der weiße Halbmond mit dem weißen Stern in rothem Felde. Auch die gewaltigen Orientdampfer lagen hier vor Anker, und dazwischen wimmelte es von Booten und Feluken, alle mit schwarzen oder dunkelbraunen, halbnackten Gestalten bemannt.

Eine laute Kanonensalve erdröhnte, dann noch eine, und eine dritte; wir konnten sie sehr gut als

eine Begrüßung zu Ehren unserer Ankunft nehmen; in Wahrheit aber donnerten die Geschütze zur Feier des Beiramfestes, das gerade in diese Tage fiel. Auch unser Saïd löste seine vier Mörser und knallte lustig hinein in die allgemeine Kanonade.

Immer großartiger entfaltete sich nun das Panorama der Stadt, jenes Alexandria's, das einst die erste Handelsstadt der Welt war, und nach Rom die zweite Stadt der Erde; — ihr Leuchtthurm, der Pharos aus weißem Marmor, eines der sieben Weltwunder, ihre Bibliothek, die größte des Alterthums, ihr Serapion, schöner und größer als das römische Kapitol, — jetzt ist Alles dahin; nur die Pompejussäule ragt noch, die höchste und gewaltigste Säule der Welt, als ein letztes, aber ergreifendes Denkmal jener untergegangenen Herrlichkeit vor zweitausend Jahren. Erst in neuester Zeit, unter Mohammed Ali, ist Alexandria, das im Laufe der Jahrhunderte zu einer elenden, verrufenen Ortschaft herabgesunken war, wieder bedeutend geworden und geht jetzt, schon wegen des Suez-Kanals, einer großen Zukunft entgegen.

Kaum waren unsere Anker gefallen, als sich auch schon nach wenigen Minuten das Verdeck mit Arabern, Nubiern, Türken, Maltesern, Griechen und Gott weiß was sonst noch für Volk anfüllte, die uns sämmtlich ihre Dienste anboten, um uns an's Land zu rudern. Wir trafen, der Doctor und ich, schnell unsere Wahl; zwei kräftige Schwarze trugen unsere Koffer und übrige Bagage die Schiffstreppe hinunter in den Nachen.

Vom Kommandanten mußten wir noch ein Glas Wein annehmen; wir stießen auf die glückliche Ankunft an und schüttelten ihm zum Abschied herzlich die Hand; dann aber trieb ich zur Eile, denn mir schlug das Herz vor freudiger Erwartung, diesen welthistorischen Boden zu betreten.

II.

Die Pyramiden.

„Um Gotteswillen, nur keine Wüstenausflüge, Eselritte, Beschreibungen von Festlichkeiten, Derwischtänzen, oder gar Pyramidenbesteigungen, denn wir haben das Alles in den letzten Jahren schon zur Genüge unsern Lesern aufgetischt, so daß es ihnen nichts Neues mehr ist — anderweitige Schilderungen und Aufsätze sind mir natürlich sehr willkommen“ .... so schrieb mir bald nach meiner Ankunft in Kairo der Herausgeber einer großen deutschen Wochenschrift, mit dem ich mich wegen eventueller literarischer Arbeiten über Kairo und Aegypten in Verbindung gesetzt hatte. Das war ein wenig kalt Wasser auf meine Begeisterung, denn jene Gegenstände, mit manchen ähnlichen, sind ja für den Ankömmling, als erste Eindrücke, begreiflich das Nächstliegende. Erst später, nach längerem

Aufenthalte, will er anders gewissenhaft zu Werke gehen und nicht nach Art mancher leichtsinnigen Touristen von der Oberfläche schöpfen, wird es ihm möglich sein, über Land und Leute, Sitten und Gebräuche und über das ganze Leben und Treiben des Volkes zu berichten, was wahrlich nicht leicht ist und jedenfalls ein längeres Studium verlangt. Da war also guter Rath theuer (hier in Aegypten ist, nebenbei bemerkt, Alles theuer!), denn man wünscht doch, wenn man einmal zur „Schreiberzunft“ gehört und in ein fernes, fremdes Land, noch dazu in ein so interessantes, märchenhaftes und noch immer nur wenig durchforschtes, wie Aegypten, vom Schicksal verschlagen wurde, recht bald ein Lebenszeichen von sich zu geben, damit die Freunde daheim wissen, was aus Einem geworden, und daß man nicht etwa auf der Meerfahrt umgekommen ist.

Ueberdies entsinne ich mich nicht, grade in der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Deutschland, wo mir doch eine Menge Wochenschriften, Zeitungen u. dgl. durch die Hände ging, allzuviel über Kairo und Aegypten gelesen zu haben — einen Pyramidenbesuch nun vollends nicht — und manchem Leser mag es vielleicht ähnlich gehen, so daß ich, trotz alledem und alledem, grade die Beschreibung eines solchen riskiren und mich über die Kritik im Voraus hinwegsetzen will.

Und, ehrlich gestanden, weshalb auch nicht? Habe ich jetzt doch schon so oft diese fabelhaften, an's Uebermenschliche gränzenden Monumente betrachtet, mich

immer von Neuem in ihren Anblick versenkt und bin niemals meines Staunens Herr geworden; es war mir immer, als spräche aus diesen kolossalen Steinmassen die Stimme einer andern Welt. Und so ist es auch. Einer Welt, die bereits nach Jahrtausenden hinter uns liegt und doch auch wieder in unsere Gegenwart hineinragt, wie ein überirdisches Wunder. Mag man also immerhin schon von den Pyramiden gelesen haben, — ich meine, man könne nie genug darüber lesen, wie wir sie nie genug beschauen können; denn es beschreibt und schildert sich nicht aus, was für Gedanken und Gefühle, Erinnerungen und Bilder bei ihrem Anblick in uns wach werden.

Es geht Einem überhaupt ganz eigenthümlich mit den Pyramiden, und nicht mir allein, sondern ich habe mir ein Gleiches schon von Vielen bestätigen lassen. Man fährt von Alexandria auf der Eisenbahn nach Kairo wohlgemuth durch die prächtigen, farbenfrischen Saatfelder und Palmenwälder des Delta, man schaut auch rechts und links zum Waggon hinaus und freut sich der neuen Eindrücke in dem fremden Lande, aber die Stimmung geht im Grunde doch nicht über das bei solchen Gelegenheiten gewöhnliche Maaß hinaus. Da plötzlich, noch in meilenweiter Entfernung von Kairo, gewahrt man auf einmal am Rande des südlichen Horizontes zwei scharfgezeichnete Dreiecke, tiefschwarz, oder, je nach dem Stande der Sonne, silbergrau oder blaßroth, und hinter ihnen blinkt ein lichtgelber Streifen: der Wüstenschimmer — man erschrickt fast,

denn der Anblick ist so eigenartig, so geheimnißvoll, so mit gar keinem anderen Bilde zu vergleichen, daß sofort der Gedanke in uns aufblitzt: hier siehst du ein Weltwunder, und daß wir der Mahnung eines Mitreisenden gar nicht bedürfen, der uns pathetisch zuruft: „Sehen Sie, das sind die Pyramiden!“

In Kairo selbst ist es ähnlich: Man schlendert durch den neuen Stadttheil, dessen schnurgrade, nach europäischem Muster angelegte Straßen mit ihren einförmigen modernen Häusern eigentlich für den Orient eine unerfreuliche Anomalie sind; man kommt an den Nil mit der neuen Brücke, die, nebenbei bemerkt, ein stattliches Bauwerk ist und wirklich an die große Rheinbrücke in Köln erinnert; man betrachtet den Fluß mit seinen Barken, die belebten Ufer mit ihren verstreuten Akazien- und Palmbäumen und findet das Alles interessant und sehenswerth — da plötzlich, bei einer Wendung des Weges, stehen sie wieder vor uns, die silbergrauen Giganten, ewig ruhig in den Himmel ragend, unbegreiflich grandios, wie wenn sie gar nicht zur Erde gehörten . . . . oder endlich, man macht Nachmittags eine Spazierfahrt durch die sogenannte Schubra-Allee, den Korso oder die Elyseischen Felder von Kairo, aber sehr en miniature, wenn ich bitten darf, und wirklich nicht des Aufhebens werth, das so viele Touristen, Gott weiß warum, davon machen; ein Paar Dutzend Equipagen von zweifelhafter und eine Menge Miethwagen von gar keiner Eleganz, einige Haremskarossen mit verschleierten Schönen, deren Schön-

heit man aber wegen des Schleiers nicht sehen kann, Reiter zu Pferde und zu Esel, dazu unendlich viel Staub und zerlumptes Gesindel: das ist so ziemlich Alles und kaum die zehn Franken werth, die man dafür bezahlt, — doch halt! ich nehme mein Wort zurück, denn der Wagen kehrt um und wie durch einen Zauberschlag erscheinen zur Rechten über die grünen Saatfelder hinaus, in der Ferne und doch scheinbar ganz nahe, drei rothglühende prismatische Riesen (diesmal sind es drei), die im Abendfeuer der untergehenden Sonne gleich Opferaltären von der Wüste herüberleuchten: das sind sie wieder, die Pyramiden, und durch sie gewinnt die an sich so unbedeutende Schubra-Allee eine welthistorische Bedeutung. Ich bitte also den Leser, mir freundlich zu folgen, selbst wenn er schon einmal (auf dem Papier in irgend einer Zeitschrift oder Zeitung) dort gewesen sein sollte; ich denke, es wird ihn nicht reuen, uns begleitet zu haben.

Wir waren noch dazu in heiterer Gesellschaft: ein Berliner, der auch hier nicht fehlen darf, wenn es was zu sehen und zu besuchen gibt, alsdann ein junger, etwas brustleidender Sachse mit seinem Arzte und meine Wenigkeit. Wir hatten außerdem Tags vorher im New Hotel eine interessante Bekanntschaft gemacht und zwar die einer erst kürzlich angekommenen englischen Familie, Vater, Sohn und zwei Töchter, so daß auch das schöne Geschlecht auf unserer Excursion vertreten war, und zum Glück unverschleiert, so daß man doch „etwas davon hatte“, wie sich der Berliner,

der sich stets über die verschleierten Aegypterinnen ärgerte, etwas riskirt ausdrückte. Außerdem wollte sich noch ein anderer junger Gentleman, Mr. Harry, der Familie anschließen. Wir, die wir im Hôtel du Nil wohnten, hatten uns mit diesen Herrschaften für den nächsten Morgen ein Stelldichein an den Pyramiden gegeben. „Ein Stelldichein an den Pyramiden!“ rief der Berliner stolz und selbstbewußt, „das klingt doch anders, als Thiergarten oder Charlottenburg;“ worauf ich, wie ich meinte, ganz logisch bemerkte, daß jene beiden Orte für die Aegypter reichlich so interessant sein dürften; doch das ließ er nicht gelten.

Wir sind übrigens schon unterwegs, lieber Leser, haben bereits die obenerwähnte große Nilbrücke passirt und rollen, einen lichten Palmenwald zur Rechten und die tiefer liegenden Saatfelder zur Linken, auf einem breiten Damme unserm Ziele zu. Ich hatte einen Aufbruch in frühester Frühe vorgeschlagen, um schon bei Sonnenaufgang an den Pyramiden zu sein, aber dieser allzu poetische Vorschlag hatte keinen Anklang gefunden. Man kann auch in Kairo nicht alle Genüsse auf einmal haben; es war aber doch noch immer früh genug, um den ägyptischen Sonnenmorgen in seinem vollen Glanze zu genießen. Auf dem Damme begegneten uns lange Reihen von Kameelen, alle thurmhoch mit grünem Klee beladen, dem gewöhnlichen Pferde- und Eselfutter, das auf diese Weise täglich massenhaft in die Stadt gebracht wird. Diese Kameele mit ihren dunkelbraunen, halbnackten Treibern vervoll-

ständigen eigentlich erst recht jedes orientalische Landschaftsbild. Auch auf den ferner liegenden Dämmen sieht man sie überall still hin- und herziehen; die hohen Gestalten dieser Thiere zeichnen sich scharf ab an dem klaren, lichtgelben Himmelsrande, ganz wie ein chinesisches Schattenspiel.

Zuerst kamen wir an Gizeh vorüber, wo der Khedive (denn diesen Titel führt der jetzige Vicekönig, Ismaïl Pascha) bereits ein schönes Lustschloß mit weitläufigen Garten- und Parkanlagen besitzt, wo aber zur Zeit eine Menge neuer Bauten ausgeführt wird: verschiedene Schlösser für seine Söhne, die Prinzen, und zu jedem Schloß noch ein besonderes Gebäude für den Harem; diese Bauten kosten Millionen über Millionen und werden, namentlich bei der jetzigen Finanzkrisis, stark kritisirt, aber wir wollen, heute wenigstens, die Kritik über die finanziellen und auch über die politischen Verhältnisse Aegyptens bei Seite lassen, schon um uns den heitern Eindruck des Augenblicks nicht zu trüben. Der Park von Gizeh wird gewaltig vergrößert, indem viele hundert Morgen Landes hinzugezogen sind, die mit einer hohen, massiven Mauer eingefaßt werden. Auch das kostet neue Millionen, aber dafür sind wir eben im Orient, wo sich Alles um den Herrscher dreht und in ihm concentrirt, und wo das l'état c'est moi noch in so voller Blüthe steht, daß im Vergleich dazu selbst eine Wirthschaft wie die von Ludwig XIV. nur als eine kleine unschuldige Spielerei erscheint.

Ein großes, weitzerstreutes Dorf von Zelten, Baracken und Lehmhütten ist auf den tiefer gelegenen Terrains entstanden, wo die Arbeiter zu Tausenden wohnen, Männer, Frauen, Kinder, pêle-mêle durcheinander, die letzteren meist in adamitischem Kostüm, alles Fellachen, die von den nahen und fernen Dörfern requirirt worden sind und zu einem Dienst, der sich vom wirklichen Frohndienst in nichts unterscheidet, obwohl sie einige Piaster Tagelohn erhalten, für die sie sich dann das ewige Einerlei ihrer Nahrung: gequellte Bohnen und Durrahfladen, das nationale Brod, und wenn es hoch kommt, einige rohe Zwiebeln kaufen. Aber der Fellah, dieser Paria Aegyptens, kennt es nicht anders und nicht besser, und steht noch fast auf derselben socialen Stufe wie vor 4000 Jahren, wo ihn die Pharaonen zu Hunderttausenden zu den Pyramidenbauten zwangen.

Dieß bringt mich auf den eigentlichen Gegenstand meiner heutigen Arbeit zurück, zumal die Pyramiden, die bis dahin von den dichtbelaubten Nil-Akazien verdeckt waren, bei einer Biegung des Weges plötzlich vor uns stehen — handgreiflich möchte ich sagen, obwohl wir noch fast eine Stunde davon entfernt sind. Wir fahren durch eine lange, schnurgrade Allee, die gleichfalls von Nil-Akazien eingefaßt ist. In den Gräben zu beiden Seiten wogt hohes, lichtgrünes Schilfgras, wie Bambusrohr, aus welchem dann und wann ein Büffel seinen plumpen Kopf herausstreckt, um uns neugierig nachzuschauen.

Diese Allee ist gleichfalls eine neuere Schöpfung, denn sie wurde der Kaiserin Eugenie zu Ehren angelegt, als dieselbe im Herbst 1869 zu den Eröffnungsfeierlichkeiten des Suezkanals nach Aegypten kam. Damals war die Kaiserin noch die allgefeierte und allbeneidete Monarchin, deren Huld und Liebreiz selbst die aegyptischen Zeitungen nicht laut und begeistert genug preisen konnten, und dem Khedive war nichts zu viel, zu groß und zu theuer, was er nicht bereitwillig befohlen und gethan hätte, um dem hohen Gast seine unbegrenzte Verehrung und Ergebenheit zu beweisen. Der eine Flügel im Schlosse Gezireh, wo die Kaiserin residiren sollte, wurde in seiner inneren Einrichtung genau nach ihren Gemächern in den Tuilerien copirt: dieselben kapitonnirten himmelblauen Atlaswände, dieselben Möbel, Geräthe und Luxusgegenstände, bis zu den kleinsten Etagèren mit chinesischem und japanischem Porzellan — ein geschickter Architekt hatte heimlich in Paris Alles, Alles auf das Getreueste gezeichnet und notirt — so daß Se. Hoheit beim Empfang Ihrer Majestät, als er sie in die für sie bestimmten Appartements geleitete, stolz sagen durfte: „Madame, vous êtes chez vous." Gegen 30,000 Arbeiter (wieder der arme Fellah mit seinen Bohnen, Durrahfladen und Zwiebeln!) mußten in wenig Wochen diese vier Kilometer lange neue Fahrstraße abgraben, ebenen und mit Bäumen bepflanzen. Was der hübsche Weg an Schweißtropfen, ach vielleicht an Blutstropfen, gekostet, ahnte die Kaiserin gewiß nicht, als sie bald

darauf sechsspännig, mit goldgestickten, keuchenden Läufern voraus, und von einer schimmernden Cavalcade, in welcher alle Kostüme des Orients vertreten waren, gefolgt, über den glatten Wüstenkies dahinfuhr, an ihrer Seite der Prinz von Wales und ihr genüber der glückliche Khedive. Eine moderne Kleopatra, denn auch eine vergoldete Nilbarke mit blauseidenen Segeln lag schon bereit, die sie am nächsten Tage nach der Insel Rhoda bringen sollte. Aber auch insofern eine Kleopatra, weil „der jähe, der donnernde Fall“ von dieser glänzenden Höhe nahe bevorstand; denn von all jenen Herrlichkeiten ist jetzt nur eine trauernde Wittwe im Exil übrig geblieben, und außer den Schulden, die der Vicekönig bei dieser Gelegenheit machte und die noch immer nicht bezahlt sind, noch diese schöne Straße, auf welcher wir jetzt, allerdings nur in einem bescheidenen Zweispänner, aber lustig und guter Dinge, entlang kutschirten.

Die Aussicht während dieser Fahrt auf das Nilthal zu beiden Seiten ist, wenn auch einförmig, so doch nicht ohne Reiz. Die Klee- und Durrahfelder ziehen sich meilenweit hin und prangen im saftigsten Grün; Weizen und Gerste sind zu dieser Zeit des Jahres (Mitte Mai) schon reif und wogen in lichtgelben Wellen; gleich nach der Ernte werden Bohnen, Erbsen und Linsen gesäet, die in kaum hundert Tagen reifen, um dann einer dritten Aussaat, in der Regel Mais oder auch wieder Weizen und Gerste, Platz zu machen. Unter diesem gesegneten, ewig sonnigen Him-

melsstrich bietet die reiche Natur verschwenderisch ihre Gaben dreimal ja viermal im Jahr; und doch ist der Bauer, der Fellah, der diese Felder bestellt, halbnackt und mit wenig schmutzigen Lumpen bedeckt, und die Lehmhütten seiner Dörfer sind so elend, daß sie jeder Beschreibung spotten und die bekannte Phrase salva venia von den deutschen Schweineställen, die im Vergleich mit diesen Höhlen und Löchern „Paläste" sind, keineswegs übertrieben erscheinen lassen.

Ein schmaler Arm des Nils, der selbst nicht mehr sichtbar ist, zieht sich zur Linken an der neuen Fahrstraße entlang; er spendet das eigentliche Lebenselement für ganz Aegypten und auch für diesen Landstrich: das Wasser. Wo das Wasser nicht hinkommt, ist stets todte, dürre Wüste, und im Gegentheil, wo in der Wüste ein Brunnen gegraben, oder sonst Wasser hingeleitet wird, da entsteht Leben und Fruchtbarkeit, Pflanzen keimen und der Kern zu einer Oase ist da. Ueberall sieht man daher Schöpfräder, von Büffeln getrieben, wie sie schon vor vielen tausend Jahren im Gebrauch waren, oder noch ursprünglichere Vorrichtungen zum Wasserschöpfen, wo der Fellah den Büffel vertritt, um das köstliche Naß durch größere und kleinere Gräben und Rinnen auf die Felder zu leiten. Die dunkelbraunen, fast durchweg nackten Gestalten, die hierbei beschäftigt sind, mahnen ganz an pharaonische Zeiten. An einzelnen Stellen bildet das Wasser einen kleinen Teich, der von zahllosen Kranichen und Störchen umschwärmt ist. Die letzteren erinnern uns

an die deutsche Heimath, aber wir wundern uns einigermaßen, sie noch hier und nicht schon längst auf dem Wanderfluge nach Europa zu sehen. Später erfuhren wir, daß stets eine Menge Störche ganz in Aegypten bleibt und gar nicht fortzieht. Auch der kleine, weiße Ibis, unserer Seemöve ähnlich, ist hier nicht selten, und dann und wann sitzt auch wohl ein Pelikan am Ufer. Der gewaltige Vogel erscheint schwerfällig und träge, aber sobald er sich zum Fluge anschickt, ist er wie verwandelt: er entfaltet ein mächtiges Flügelpaar und steigt majestätisch in sanften, kaum bemerkbaren Schwingungen empor, höher und höher, und steht in wenig Minuten wie eine kleine silberne Scheibe am blauen Himmel. Der Berliner bedauerte, seine Büchse nicht mitgenommen zu haben, „um den Patron aus der Luft herunter zu holen;" ich drückte einen bescheidenen Zweifel an der Möglichkeit eines solchen Kunststückes aus, freute mich aber im Stillen über das vergessene Gewehr. Weshalb den Frieden dieser harmlosen Vögel stören, und das in einem Lande, wo sie früher als heilig verehrt wurden?

Nun sind wir aber auch mittlerweile angekommen, wenigstens an das Ende der neuen Fahrstraße; der Wagen hält, denn der tiefe Sand beginnt, noch dazu bergan, und wir müssen den Rest des Weges, übrigens kaum zehn Minuten, zu Fuß machen.

Wir bleiben aber wie gefesselt stehen, denn der Anblick, der sich uns darbietet, ist über alle Beschreibung groß und erhaben. Jetzt endlich haben wir sie

dicht vor uns, die Pyramiden, in nächster Nähe, wir schauen sie, so zu sagen, von Angesicht zu Angesicht, und man kann wirklich im ersten Moment keine Worte finden, sondern verstummt vor Bewunderung und Staunen. Werke von Menschenhand, und vor Jahrtausenden erbaut! Haben ja die neueren Forschungen nachgewiesen, daß sich der General Bonaparte in dem berühmten fliegenden Worte: „Quarante siècles vous contemplent!“ um eine gute Anzahl Säcula geirrt und die Pyramiden für viel zu jung gehalten hat. Und so standen sie bis auf den heutigen Tag und werden in die Jahrtausende weiter stehen, denn die Pyramiden, sagt ein arabischer Spruch, fürchten nicht die Zeit, aber die Zeit fürchtet die Pyramiden; und wenn es auf Erden ein Bild der Ewigkeit gibt, so sind sie es.

Der Berliner, der etwas prosaischer war, mahnte zum Aufbruch, denn wir konnten doch unmöglich hier unten bleiben, und der Doctor behauptete sogar, er sehe oben auf dem Plateau Herren und Damen, wahrscheinlich unsere englische Familie, die sich pünktlicher zum Rendez-vous eingestellt hatte als wir. Nach kaum zehn Minuten waren wir oben und hatten bei solchem Ziel den tiefen Wüstensand, den wir durchwaten mußten, gar nicht beachtet. Der Doctor hatte sich nicht geirrt: die Engländer empfingen uns mit einem heiteren good morning, aber auch mit Vorwürfen über unsere Verspätung; sie hatten wirklich hier oben den Sonnenaufgang gesehen, und da zwei

junge Damen darunter waren, so fühlten wir uns doppelt beschämt. Ich indeß, im Bewußtsein meiner Unschuld, verklagte ungenirt meine drei Reisegefährten, von denen natürlich Einer die Schuld auf den Andern schob. Doch wer hatte in diesem Moment Zeit und Lust zur Discussion über solche Kleinigkeiten!

Zehn, zwölf Beduinen umdrängten uns, einige von ihnen hatten sich schon unterwegs bei uns eingefunden und unsern Wagen eine halbe Stunde lang im Trabe begleitet; jetzt boten sie uns ihre Dienste als Führer an und zwar alle miteinander. Die meisten von ihnen sprachen leidlich französisch und englisch, einige sogar etwas deutsch, wobei sie die Namen Lepsius und Brugsch nannten, um sich uns speciell zu empfehlen. Mr. Harry, der schon seit Jahren in Aegypten lebte und gut arabisch sprach, befreite uns von den Zudringlichen, indem er zwei aus ihrer Mitte bezeichnete, die uns begleiten sollten. Für die Andern hatte er eine eigenthümlich rotirende Bewegung seines starken Spazierstockes, die sie gut zu verstehen schienen, denn sie hielten sich in ehrerbietiger Entfernung. Wir traten zuerst an die größte der drei Pyramiden, die des Cheops, und zugleich diejenige, welche stets von den Besuchern bestiegen wird — Notabene, wenn man überhaupt eine besteigen will, was wir schon im Voraus entschlossen waren, nicht zu thun. Der Leser bekommt dadurch wahrscheinlich einen schlechten Begriff von uns Niltouristen, aber ich muß der Wahrheit gemäß berichten.

Uebrigens sind in dieser Beziehung die Meinungen sehr verschieden, die Meisten aber, die oben gewesen waren und die ich gesprochen, versicherten mir, daß die Aussicht von der Höhe nicht die außerordentliche Anstrengung belohne. Und das erscheint sehr glaubwürdig, denn die Aussicht, schon von dem Felsplateau, auf dem die Pyramiden stehen, erstreckt sich nach Osten über das weite, grüne Nilthal und nach Westen über die gelben Sandhügel der Wüste; sie ist mithin, bei der Einförmigkeit der Landschaft, die allerdings auch wieder ihren besonderen, d. h. ihren afrikanischen Reiz hat, oben nicht anders, sondern nur umfangreicher. Das großartige Panorama ist im Grunde dasselbe, wovon ich mich übrigens auch bei einem späteren Besuche selbst überzeugt habe, indem ich nämlich doch hinaufgestiegen war (nicht ohne Noth und Mühe und Schweißtropfen!) nur um sagen zu können, auch ich sei oben gewesen.

Man muß ein guter Turner und dazu ein junger Mann sein (auch wir waren beides vor Jahren, lieber Leser), um das Aufsteigen über die drei und oft vier Fuß hohen, dicht zusammengeschobenen Felsblöcke, von denen die unteren noch dazu einen Durchmesser haben, wie etwa ein großer Eßtisch zu zehn, zwölf Personen, zu riskiren. Die beiden Damen sahen uns freilich etwas von der Seite an, als hätten sie sich von unserer Ritterlichkeit mehr vorgestellt, und die jüngste, Miß Mary, bat sogar ihren Papa um die Erlaubniß, hinaufsteigen zu dürfen; aber glücklicherweise wurde

dieselbe nicht gegeben, sonst wären wir übel daran gewesen. Auch Mr. Harry, sonst ein sehr galanter Kavalier, zeigte keine Lust dazu; er sei schon so oft oben gewesen, sagte er, was wir ihm gern glaubten, was aber die Damen mit sanftem Kopfschütteln belächelten und Miß Mary sogar mit einigen pikanten Zweifelsworten begleitete.

Ich war indeß an die Cheopspyramide getreten, denn ich dachte an Bogumil Goltz*) und that dasselbe wie er: ich legte nämlich meine rechte Hand fest auf einen der größten Blöcke des Sockels und sagte wie er: „Es ist also doch keine Fabel, sie existiren wirklich, diese Giganten, du siehst sie und berührst sie und es ist kein Traum." Zugleich überkam mich, warum soll ich es verhehlen, ein Gefühl des Dankes gegen mein Schicksal, daß es mir vergönnt war, dort zu stehen, wo ich stand; und jetzt begriff ich auch sein anderes Wort, das mir bis dahin immer phantastisch-übertrieben vorgekommen war: daß nämlich schon dieser eine Besuch der Pyramiden die ganze weite und theuere Reise, gleichviel von woher, reichlich lohne. Im Geist versetzte ich mich darauf um viele Jahrtausende zurück und bevölkerte die schweigende Oede mit Myriaden von Arbeitern, die aus der fernen Lybischen Wüste, und auch vom anderen Ufer des Nils, auf einer meilenlangen, spiegelglatten, sanft gesenkten Felsenstraße diese Steinmassen, während der Dauer von mehr als einem

*) Ein Kleinstädter in Aegypten.

Menschenalter, unermüdlich herbeischafften und hier aufeinander thürmten, so loth- und winkelrecht, daß noch heute unsere Baumeister darüber staunen, und immer höher und höher thürmten, titanenhaft, als gälte es, die Erde mit dem Himmelsgewölbe zu verbinden .... und wie dann von Zeit zu Zeit die schöne Tochter des Pharao aus dem nahen Memphis herbeikam, auf goldenem Tragsessel und von hundert Sklavinnen gefolgt, um den Bau zu besichtigen und durch ihre Gegenwart die Werkleute zu stets größerem Eifer anzuspornen .... und wie schließlich der ganze unermeßliche, unendliche Riesenbau zu nichts weiterem bestimmt war als zu einer kleinen Grabeskammer im Innern für einen oder zwei Leichname: die Mumien des Königs und der Königin. So sind also die Pyramiden im Grunde nichts weiter als eine in's Uebermenschliche hineingreifende Ausgeburt der Herrscherlaune, die ein ganzes Land und ein ganzes Volk ihrem rein egoistischen Zwecke, für den wir Neueren kaum mehr als ein mitleidiges Lächeln haben, viele Menschenalter hiedurch dienstbar und unterthänig machte und zugleich massenhaft hinopferte.

„Mir kommen die Dinger ganz antediluvianisch vor," sagte der Berliner und gab mich durch diese übrigens gar nicht so verkehrte Bemerkung der Wirklichkeit zurück.

Die Freunde hatten unterdessen die Sache mehr prosaisch und praktisch aufgefaßt und nach ihren verschiedenen Reisebüchern die einzelnen Größenverhältnisse

der Cheopspyramide recapitulirt. Vorzüglich lieben die Engländer solche Berechnungen, und der alte Gentleman gab sich viel Mühe, seinen andächtig zuhörenden Töchtern die einzelnen Dimensionen des Steinriesen so anschaulich wie möglich zu machen. Da hörten wir denn die bekannten Vergleiche und Bilder, die auch der Leser gewiß kennt, von dem Straßburger Münster und der Peterskirche in Rom, die bequem im Innern der Pyramide Platz haben und mit den Thurmspitzen noch bei weitem nicht ihre Spitze berühren, welche übrigens eine Plattform von 30 Fuß im Quadrat ist, weil in früheren Zeiten einmal gegen 20 Fuß von ihr abgetragen wurden; wir erfuhren ferner, daß ihre Basis über 22 preußische Morgen einnimmt, daß man mit ihrem Material eine Mauer von 2 Fuß Höhe und Dicke um das ganze Königreich Preußen ziehen und acht oder zehn Kölner Dome daraus bauen könne. Den Vergleich mit der Mauer nahmen wir auf Treu und Glauben hin, obwohl er uns etwas absonderlich vorkam, (höchstens doch wohl nur die Provinz Preußen?) und in Bezug auf den Kölner Dom setzte ich stolz hinzu, daß seine Thürme, wenn einst vollendet, und die bekanntlich 500 Fuß hoch werden sollen, die Höhe der Pyramide, die jetzt nur noch 455 Fuß beträgt, um 45 Fuß überragen würden. Wir dürfen freilich nicht vergessen, daß die Pyramiden auf einem abschüssigen Felsplateau erbaut sind, das sich mehr als 100 Fuß senkrecht über dem Spiegel des Nil erhebt und ihnen also gewissermaßen

als Piedestal dient, wodurch sie natürlich an Kolossalität außerordentlich gewinnen.

In das Innere der Cheopspyramide, der einzigen, in die man hineinsteigen kann, zog es uns nicht; man rutscht und kriecht einige hundert Meter lang kreuz und quer, um endlich in die obenerwähnte Grabkammer zu gelangen, wo ein granitner Sarkophag steht. Aber .... vanitas vanitatum! der Sarkophag ist leer und ohne Inschrift und Deckel. Es hat also dem Cheops, oder wie der Pharao sonst geheißen haben mag (denn selbst über seinen Namen sind die Gelehrten nicht einig), nichts geholfen: er ist nicht auf die Nachwelt gekommen; Name, wie Leichnam, vergessen, verweht! —

Von da ging es zur Sphinx, jenem anderen Riesenmonument, das in seiner Art nicht minder kolossal und mysteriös ist, wie die Pyramiden; vorzüglich wenn die allerdings nur als Vermuthung aufgestellte Behauptung wahr sein sollte, daß ein unterirdischer Verbindungsweg zwischen ihr und der Cheopspyramide existirt hat. Dadurch wäre das Wunder dieser Bauten noch um hundert Prozent erhöht, denn die Entfernung beträgt in gerader Linie wenigstens 1000 Meter. Auch hier erkannte ich die Wahrheit des arabischen Volkswortes: „Wer der Sphinx einmal in's Antlitz geschaut hat, vergißt sie im Leben nicht wieder.“ Es ist wirklich so. Auch ich kann es nicht vergessen, dies furchtbar fabelhafte „Wüstenphantom“, und wie oft steht es jetzt in stiller Stunde vor meinem Geiste,

wenn ich alle die wunderbaren und fremdartigen Eindrücke und Bilder überdenke, die mir hier in Aegypten bereits geworden sind. Der Kopf des Ungethüms (ich weiß keinen passenderen Namen dafür), der einen Umfang von mehr als 80 Fuß haben soll, besitzt, obwohl er stark zerstört und zerbröckelt ist, noch immer einen unbeschreiblich unheimlichen Ausdruck, wie wohl die wildeste Fieberphantasie nichts Aehnliches hervorbringt; ihn schön zu finden, muß man nothwendig ein begeisterter Aegyptologe sein, aber grauenhaft, erschütternd und, wie gesagt, für's ganze übrige Leben unvergeßlich — ja! Der über 150 Fuß lange Leib der Sphinx ist einfach aus dem Felsen des Plateau's gehauen und stark vom Wüstensande verschüttet, aber man erkennt doch noch das Maßlos-Gigantische der ganzen Anlage, und das Staunen und die Bewunderung sind hier kaum geringer als bei den Pyramiden.

Und was ist noch sonst Alles auf diesem Plateau zu sehen! Labyrinthische Felsengräber und Grabgewölbe, Tempel und mehr oder minder zertrümmerte Bauwerke, und alle kolossal und grandios. Es würde den Raum dieser Arbeit weit überschreiten, wenn ich das Einzelne auch nur flüchtig schildern wollte, um so mehr als dies schon so oft und von viel bedeutenderen Federn geschehen ist.

Nur des einen von Mariette vor etwa 15 Jahren entdeckten größten und prächtigsten Tempels sei hier noch kurz erwähnt. War der unermüdliche Forscher, dem die ägyptische Alterthumskunde so viel verdankt,

bei seinen großartigen Ausgrabungen in der Nähe der Pyramiden nur zufällig auf diese Stelle gerathen, oder hatte er in den entdeckten Hieroglyphen-Inschriften einigen Anhalt gefunden — eines Morgens stoßen seine Arbeiter, mit denen er alle Mühen und Beschwerden, sogar ihr Zelt und ihre schlichte Nahrung theilte, beim Wegräumen eines Sandhügels auf einen Granitblock, der schon durch seine Farbe sofort verräth, daß er nicht zum Felsen des Plateau's gehört. Sie graben weiter und schaffen mehrere ungeheuere Steinplatten an's Licht, die augenscheinlich das Dach zu irgend einem unterirdischen Raume bilden. Der Fund war so überraschend, daß Mariette alle seine Arbeiter aufbietet; er selbst legt Hand mit an, man gräbt einen Seitenstollen und schon gegen Abend ist der Eingang da zu einem Tempel, der jetzt zu den schönsten seiner Art in ganz Aegypten gehört. Auch wir betraten ihn mit staunender Bewunderung. Die Wände bestehen aus jenem blaßrothen Granit, der an den Obelisken auf dem Concordeplatze in Paris erinnert, aber hier spiegelhell polirt und so feinkörnig wie Marmor ist. Dabei sind die oft 12 und 16 Fuß langen und 4 bis 6 Fuß dicken Blöcke so fein aneinander gefügt, daß man eben nur die schnurgeraden Linien sieht, und überhaupt erscheint Alles so blank und frisch, als wäre es erst gestern fertig geworden. Und dieser Tempel ist nach Ansicht der Aegyptologen über 4000 Jahre alt! Die sechs kolossalen viereckigen Mittelsäulen sind aus demselben Steine und gleichfalls so feingeschliffen

und scharfkantig und stehen überdies, wenn man sie perspektivisch betrachtet, so lothrecht in der Reihe, daß auch nicht eine nur um einen halben Centimeter aus der „Flucht“ weicht.

Der Boden ist mit prächtigen Alabasterplatten belegt, und in den später entdeckten Seitengängen und kleineren Kammern sind auch die Wände mit Alabaster bekleidet. Ein wahrhaft königlicher Tempel!*)

Nicht weit davon liegen Felsengräber, die wir aber, ehrlich gestanden, nur sehr oberflächlich betrachteten: man kann des Ungeheuerlichen, das über allen gewöhnlichen menschlichen Maßstab weit hinausgeht, so viel sehen, daß man zuletzt dagegen abgestumpft und gleichgültig wird, vorzüglich — denn das arme Menschenkind, wenn es auch zeitweilig noch so stolz auf hohem Kothurn einherschreitet, bleibt doch schließlich immer seiner physischen Natur unterworfen — vorzüglich, wenn man Hunger und Durst hat, wie wir auf einmal insgesammt spürten. Wir waren bereits gegen zwei Stunden auf keineswegs sehr bequemen Wegen und Stegen, hier durch Wüstensand,

*) Seltsamerweise sagt Busch in seinem sonst ganz verdienstlichen Reisehandbuch „Aegypten“, nachdem er den Tempel geschildert: „Leider ist jetzt Alles wieder verschüttet.“ Vor etwa sechs Jahren war allerdings viel Flugsand hineingeweht, der aber schnell und leicht wieder entfernt wurde, so daß der Tempel frei und offen daliegt — was ich, bei der großen Bedeutung desselben, doch gern im Interesse der Wahrheit hiermit berichtigen möchte.

dort über Felsen oder Steintrümmer, bergauf, bergab umherspaziert; der frühe Morgenkaffee war längst vergessen, vollends bei unseren englischen Freunden, die ja noch vor uns aufgebrochen waren, kurzum wir verlangten einstimmig nach Speise und Trank.

Beide Wagen waren uns langsam nachgekommen, und die Diener hatten während unserer Promenade volle Zeit gehabt, Alles herzurichten.

Der Leser muß wissen, daß man zu solchen Ausflügen, die immer einen halben und oft einen ganzen Tag dauern, von seinem Hôtel ein vollständiges Frühstück mitbekommt; die Wirthe verstehen sich vortrefflich darauf, und ich selbst habe mehr als einmal mitten in der Wüste unter einem schnell aufgeschlagenen Beduinenzelt an einem déjeûner à la fourchette theilgenommen, das, vorzüglich wenn es aus dem Hôtel du Nil kam, einem feinen Pariser Restaurant Ehre gemacht haben würde.

Hier bei den Pyramiden kommt aber den Touristen noch ein besonderer Umstand zu statten, um es ihnen in dieser Hinsicht sehr bequem zu machen. Der Vicekönig, immer aufmerksam und generös, hat nämlich bei Gelegenheit der Suezfeierlichkeiten und speciell für die Kaiserin Eugenie und die anderen höchsten Herrschaften dicht neben den Pyramiden ein ganz ansehnliches Gebäude errichten lassen, eine Art Schweizerhaus, das allerdings in unmittelbarer Nachbarschaft der Jahrtausende alten Riesenbauten sehr drollig, wie Kinderspielzeug, aussieht, das aber praktisch vortreff-

liche Dienste leistet, denn der Khedive hat es später dem Publikum gegen eine kleine Gratification an den Wächter zur Benutzung überlassen.

Unsere Gesellschaft hatte sich etwas zerstreut; der Doctor war mit seinem Pflegling, dem jungen Sachsen, an die zweite Pyramide gegangen, um Pflanzen und Insecten zu sammeln, obwohl Flora und Fauna der Wüste sehr arm sind. Sie hatten aber doch einige Skorpione und Käfer gefangen, unter den letzteren mehrere Scarabäen, bekanntlich den heiligen Käfer der alten Aegypter. Für die Damen, die sich vor den Skorpionen entsetzten und sie nicht einmal in dem festverschlossenen Glase betrachten wollten, brachten sie hübsche Bouquets mit, aus verschiedenen Arten Wüstengras und einer kleinen gelbblühenden Eispflanze; sehr bescheiden, aber durch den Fundort interessant. Der alte Gentleman trieb zu Tische und fragte nach seinem Sohn, der bei der Sphinx zurückgeblieben war, um sie in sein Album zu zeichnen, und als auch dieser endlich herbeikam, fehlte nur noch Mr. Harry. Wir riefen laut seinen Namen, aber vergebens, und schickten endlich die zwei Beduinen ab, ihn zu suchen. Wenn ihm nur kein Unglück passirt war, ein Sturz in eines der Felsengräber, oder Gott weiß, was sonst. Wir fingen schon an, ernstlich besorgt zu werden, da stieß plötzlich Miß Mary einen leisen Schrei aus, aber einen Schrei freudiger Ueberraschung, und wies zugleich mit ihrem Sonnenschirm auf die Spitze der Cheopspyramide. Wir schauten hin und waren nicht minder überrascht:

oben stand eine kleine Figur, die mit dem Hute schwenkte, was wir deutlich sahen, und ebenso deutlich erkannten wir ein kleines, grünes Fähnchen, das an der Flaggenstange flatterte; es war der grüne Shawl des Fräuleins. Das hob jeden Zweifel: die Figur dort oben war Niemand anders, als Mr. Harry, der dem Fräulein den Shawl abgenommen und nachgetragen hatte. Der Gentleman zog sein großes, schwarzes Taschenfernrohr heraus und schaute hinauf, dann brummte er er etwas von tollkühnen Jugendstreichen, trieb aber trotzdem von Neuem zum Frühstück. Mr. Harry war augenscheinlich allein hinaufgestiegen, was immer sehr gewagt ist, und vermuthlich hatten ihn die pikanten Bemerkungen des Fräuleins dazu veranlaßt. Ich dachte an Schiller's Handschuh: „Herr Ritter, ist eure Liebe so heiß, wie ihr mir's schwört zu jeder Stund'“ .... ei, so steigt mir die Pyramide hinauf. Wie weit dieses Citat zutraf, konnte ich natürlich nicht wissen, aber Miß Mary schien doch großen Antheil an dem Ritter zu nehmen, denn sie gab aus eigener Machtvollkommenheit unserem Dragoman den Auftrag, einige Beduinen dem kecken Steiger nachzusenden. Dieser stand jedoch schon nach wenig Minuten vor uns, wischte sich den Schweiß von der Stirn und überreichte dem Fräulein ein blankes Steinchen, das er oben auf der Plattform losgebrochen. „Mit zärtlichem Liebesblick, u. s. w.“ dachte ich wieder bei mir, rief aber zugleich bestürzt aus: „Sie haben ja den Shawl oben gelassen!“ — „O, den

wird wohl einer von den Herren herunter holen," sagte Mr. Harry lachend, „ich habe es absichtlich gethan, um Ihnen auch noch ein bischen Arbeit zu geben," und trat an den Frühstückstisch, wo bereits die Anderen auf uns warteten. Ich gestehe, daß mir diese Antwort etwas unangenehm klang, aber den Appetit wollte ich mir doch dadurch nicht verderben lassen; im Gegentheil, ich bemerkte, um doch etwas zu sagen, dem Fräulein, daß ihr Shawl sich augenblicklich auf dem höchsten von Menschenhänden erbauten Punkte der Erde befinde. Wahrhaftig, keine Kleinigkeit!

Die Tafel war auf das Beste bestellt; wir hatten unsere Provisionen zu einem Picknick vereinigt und machten uns nun gegenseitig Complimente über unsere Gerichte. Auf der englischen Seite paradirte eine Taubenpastete und eine Hammelkeule, bei uns geräucherte Zungen, Schinken und Rostbeef, der übrigen kleinen Nebengerichte gar nicht zu gedenken. Dazu ein elegantes Service und Silberzeug, zierliche Büchschen für Pfeffer und Salz und Flacons für Essig und Oel, auch blitzende Kristallgläser und eine ansehnliche Reihe von Flaschen mit verschiedenen Weinen. Die Damen machten einen köstlichen frischen Salat an, und der Herr Papa hatte schon auf einer großen Spiritusmaschine den Thee bereitet. Ohne Thee kann ein Engländer auch an den Pyramiden nicht frühstücken. Der Berliner wollte nichts von Thee wissen, sondern öffnete eine Flasche Moselwein, die er speciell im Hôtel du Nil verlangt hatte, und

füllte unsere grünen Gläser. „Brauneberger" stand auf der Etikette, und ich freute mich um so mehr darüber, als er mich an eine herzlich-befreundete Familie in Köln erinnerte, in welcher ich so oft gerade diesen Wein getrunken hatte. „Auf die Heimath und auf die Freunde am Rhein!" rief ich und wir stießen an und tranken aus. Bald darauf brachte Fräulein Mary einen Toast auf die Pyramiden und ihre muthigen „Besteiger" aus, und Mr. Harry ließ darauf das schöne Albion und seine blonden Töchter leben. „Der Roman ist fertig," sagte der Doktor leise zu mir .... „ein Doppelroman," entgegnete ich ebenso leise und zeigte auf den Berliner, der sich an die Seite des andern Fräuleins gesetzt hatte, mit der er ein sehr lebhaftes und, wie es schien, recht intimes Gespräch führte, denn wir hörten deutlich, wie er sie um ihre Photographie bat. Der alte Gentleman ließ Alles ruhig geschehen und trank eine Tasse Thee nach der andern, wobei er aber Heine's Recept befolgte: „Du mußt ihn mit Rum vermischen." Die weiten Thürflügel unseres Speisezimmers standen offen, und die Aussicht ging gerade auf die Cheopspyramide hinaus, auf deren Spitze, nebenbei bemerkt, die grüne Fahne noch immer wehte. Die Beduinen waren nach und nach alle wieder herbei gekommen und hatten sich draußen im Halbkreise gelagert; die dunkelbraunen Gestalten in ihren weißen Gewändern nahmen sich sehr malerisch aus.

Plötzlich fehlte es an Wasser, unsere Diener riefen

darnach, und alsbald erschien ein broncefarbiger Knabe von 8 bis 10 Jahren und brachte zwei „Gullen" voll, jene porösen Thongefäße, in denen das Wasser bei der stärksten Hitze immer frisch und kühl bleibt. Der hübsche Kleine gefiel allgemein, obwohl seine ganze Toilette nur aus einem kurzen, weißen Faltenhöschen bestand, und jeder von uns schenkte ihm einige Piaster. So reich war das Bürschchen gewiß in seinem ganzen Leben noch nicht gewesen, denn sein ganzes goldbraunes Gesicht lächelte, wobei er zwei blitzende Perlenreihen zeigte, um die ihn manche Prinzessin beneidet haben würde. Fräulein Mary legte allerlei Speisen auf einen Teller, mit denen er wieder zu den Seinigen zurückkehrte. Der Berliner nahm darauf noch ein Glas Wein und brachte ihm auch das hinaus. Sofort entstand großer Lärm unter den Beduinen: „Trink nicht, Ibrahim," riefen Einige, „Allah hat es verboten!" — „Trink nur, trink!" riefen Andere, „es ist keine Sünde!" Der Kleine hielt das volle Glas in der Hand und schien zu schwanken; endlich aber faßte er sich ein Herz .... „er setzt' ihn an und trank ihn aus: o Trank voll süßer Labe!" .... und bravo! bravo! erschallte es aus unserem Kreise, und einige Piaster flogen noch hinaus, die indeß der tapfere Trinker nicht bekam, denn die Beduinen balgten sich darum, daß eine dichte Staubwolke entstand.

Beim Nachtisch, wo mir die blutrothen Orangen, eiskalt und süß wie Limonade, das Liebste waren, er-

schien der Wächter des Hauses und brachte uns Kaffee nach arabischer Art, d. h. in zierlichen Täßchen, aber stark und moccaduftig, wie man ihn in Europa nicht zu bereiten versteht; auch Tschibuks wurden hervorgeholt, und derjenige des alten Gentleman war so lang, daß seine Töchter ihm beim Anzünden behülflich sein mußten. Unsere Tarbusche hatten wir schon früher aufgesetzt, und zwischendurch fielen immer einige arabische Wörter und Redensarten, so daß wir wirklich ein Stückchen Orient repräsentirten.

Lange hielt es uns nun aber nicht mehr im Speisezimmer, und wir begaben uns auf die Terrasse des Plateau's, von welcher man nach Osten hin das ganze Nilthal überschaut. Auf den Feldern herrschte das regste Leben: überall sahen wir hohe Berge von Garben, die sich auf einmal zu unserem Erstaunen erhoben und in Bewegung setzten; wir hatten nämlich die darunter liegenden Kameele nicht bemerkt, denn in Aegypten kennt man keine Wagen, sondern nur den Rücken des Kameels, auf welchem die Ernte heimgebracht wird.*) In der Regel wird das Korn aber schon auf dem Felde ausgedroschen und zwar vielfach noch auf dieselbe ursprüngliche Weise wie vor zwei- und dreitausend Jahren. Die Garben werden, mit

*) Auch Sensen kennt der ägyptische Bauer nicht; er bedient sich zum Mähen entweder der kleinen halbmondförmigen Handsichel, wie man sie oft unter den Hieroglyphen abgebildet findet, oder er rauft einfach das reife Getreide mit der Wurzel aus.

den Aehren nach außen, in einen großen Kreis gelegt; auf diese wird alsdann eine Art hölzerner Schlitten gestellt, der unten mit kleinen eisernen Rädern versehen ist und vor den ein Büffel gespannt wird. Ein brauner Fellah besteigt das kleine Sitzbrett und treibt mit einem langen Palmstocke den Büffel an, der den Schlitten im Kreise umherzieht, wodurch die Aehren ausgekernt werden. Die Aegypter haben mithin noch einen langen Weg zu machen, bis sie zu unseren dampfgetriebenen Dreschmaschinen gelangen, die übrigens der Vicekönig auf seinen Domainen bereits eingeführt hat. Das Volk will aber nichts davon wissen, und was sollte auch wohl ein Fellah mit einer Dampfmaschine anfangen?

Nach Süden hin wird die Aussicht von der Terrasse wieder sehr grandios: dort liegen, von einem großen Palmenwalde begränzt und vom lichtgetränkten Dufte der Wüste wie verklärt, die Pyramiden von Sacqarah und von Daschur, 5 an der Zahl; sie glänzen in dieser Vormittagsbeleuchtung wie Silber, Nachmittags werden sie zu tiefschwarzen Schatten, um dann Abends beim Sonnenuntergange im Purpurfeuer zu leuchten — ein Alpenglühen in der Wüste. Maler können sich nicht satt sehen an diesem magischen Farbenspiel, aber sie müßten ihre Pinsel in die Tinten des Himmels selbst tauchen, um diese Pracht der Flammen und Lichter ganz wiederzugeben.

Jene Pyramiden liegen zum Theil auf dem Trümmerfelde von Memphis, der Riesenstadt, die nach

Herodot über 10 Stunden im Umfange hatte. Dort befindet sich auch das berühmte Serapeum, wie die von Mariette entdeckten Apisgräber genannt werden, eine der riesenhaftesten und wunderbarsten Sehenswürdigkeiten von ganz Aegypten.

Das von Mr. Harry aufgepflanzte grüne Fähnchen flatterte noch immer auf der Spitze der Cheopspyramide und das schöne, blonde Fräulein schien gar nicht geneigt zu sein, ihren Shawl zum Schmucke der Wüstenlandschaft preiszugeben. Im Gegentheil, sie schaute oft mit einem sehnsüchtigen Blicke hinauf und dann mit einem fragenden auf uns: „wer wagt es, Rittersmann oder Knapp'?" und da bei uns (fast schäme ich mich, es hier vor aller Welt zu gestehen) „Alles noch stumm blieb wie zuvor", so hätte sich am Ende Mr. Harry noch einmal anschicken müssen, nicht in die Tiefe, sondern in die Höhe zu tauchen, um das Pfand seiner Galanterie herabzuholen. Da meldete sich glücklicherweise einer von den Beduinen, wie sie stets thun, um ihre Geschicklichkeit zu zeigen. In der Regel bieten sie eine Wette an, in 5 oder 10 Minuten hinauf und hinunter zu steigen. Der unsrige verlangte nur einen Franken, der ihm natürlich sofort bewilligt wurde.

Er warf darauf sein Oberkleid ab, wir mußten nach unsern Uhren sehen, denn er versicherte, in 10 Minuten wieder bei uns zu sein. Spornstreichs rannte er dann auf die Pyramide zu und im nächsten Moment sahen wir ihn bereits wie eine Katze daran in

die Höhe klettern. Was wir an Operngläsern bei uns hatten, wurde auf ihn gerichtet, aber wir konnten ihm kaum mit den Augen folgen, so schnell ging es. Er wurde zusehends kleiner, und kletterte unverdrossen höher und höher. Endlich war er oben und löste den Shawl, den er triumphirend wehen ließ, und hüpfte, sprang und tanzte wieder hinunter, noch schneller als er hinaufgekommen. Es klingt unglaublich, aber wir hielten unsere Uhren in der Hand: in der neunten Minute stand er wieder vor uns und überreichte dem Fräulein das grüne Tuch. Dann bat er uns um den zugesagten Franken, d. h. einen jeden von uns, denn so habe er es verstanden, sagte er und ließ es uns durch unsern Dragoman verdolmetschen. „Der Patron hat uns zum besten," rief der Doktor, „das macht ja nicht einen Franken, sondern neun, denn wir sind neun Personen." Nur acht, explicirte uns der Beduine auf englisch, denn von der Eigenthümerin des Shawls nehme er nichts, da sei er schon mit der Ehre bezahlt. Diese galante Aeußerung gewann ihm das Herz des Vaters, der ihm eine Rupie (2 ½ Fr.) schenkte, und nun konnten wir erst recht nicht zurückbleiben. Ich gab übrigens, aufrichtig gestanden, meinen Franken gern, denn der Beduine hatte uns wirklich aus einer großen Verlegenheit geholfen. Kaum war aber dieser mit seiner wenn auch schnell, so doch jedenfalls nicht leicht erworbenen Summe zu den Andern zurückgekehrt, als gar bald unter ihnen Zank und Streit entstand, der nach wenig Minuten

einen ernsten Charakter anzunehmen drohte. Augenscheinlich mißgönnten sie ihm sein Geld und sein Glück und verlangten, er solle mit ihnen theilen, worauf sich dieser natürlich nicht einließ und sich mit den zwei andern Beduinen, die uns als Führer gedient und ebenfalls ein reichliches Trinkgeld erhalten hatten, zur Wehre setzte: ihrer drei gegen zehn, zwölf. Anfangs blieb es noch bei Verbalinjurien, aber das Schelten und Schreien war entsetzlich; bald darauf begannen auch die Thätlichkeiten, so daß wir, namentlich der Berliner, der Doktor und ich, uns in's Mittel legen wollten. Die Engländer bildeten mehr die unthätigen Zuschauer und schienen das Schauspiel für eine interessante Zugabe zur übrigen Landschafts-Staffage zu halten.

.... Da, auf einmal, und schneller als ich es hier schreiben kann, fuhr, wie vom Himmel gefallen, ein Mann unter die lärmende, tolle Bande und theilte mit einem dicken, schweren Palmenstocke gewaltige Schläge nach rechts und links, nach hinten und vorn aus, gleichviel wohin sie trafen, Schläge, wie man etwa bei uns eine wildgewordene Rinderheerde zu Paaren treibt — im Nu stäubten die Beduinen aus einander und flogen mehr als sie liefen bis an den Fuß der großen Pyramide zurück, wo sie ängstlich zusammenkauerten. Der Mann blieb allein auf dem Kampfplatze, eine stattliche Erscheinung im grünen Turban, wie ihn nur die Nachkommen des Propheten tragen dürfen, im weißen Unterkleide und dunklen

Burnus, dazu schöne gelbe Lederpantoffeln an den nackten, braunen Füßen. „Ihr verfl .... Wüstenhunde!“ rief er und schwenkte dabei den Palmstock wie ein Tambourmajor durch die Luft (unser Dragoman verdeutschte uns die Anrede) — „Ihr Wüstenhunde, wie dürft ihr euch unterstehen, diese preußischen und englischen Beys und Excellenzen zu belästigen; der erste, der sich von euch rührt, ist ein Kind des Todes! Allah akbahr!“ Darauf stellte er sich uns, nicht ohne eine gewisse Grandezza, als den Scheich des Dorfes Gizeh vor, der gekommen sei, um sich zu erkundigen, ob die gnädigen Herrschaften noch sonst etwas zu befehlen hätten. Wir merkten alsbald, daß es auf einen Bakschisch abgesehen war, das dritte Wort, das man hier in Kairo und überhaupt in Aegypten tagtäglich zu hören bekommt, und ich wundere mich wirklich, wie ich meine lange Arbeit schreiben konnte, ohne auch nur ein einziges Mal dies Wort zu gebrauchen, das uns hundertfach unterwegs zugerufen wurde. Bakschisch, Bakschisch! Trinkgeld, Trinkgeld! ist die Losung für jeden Aegypter und Araber, sobald er eines Europäers ansichtig wird, und nicht in den unteren Volksklassen allein, sondern hinauf bis in die höheren und höchsten Kreise, nur ist dort die äußere Form etwas anders. Ja, ich glaube, der Vicekönig selbst würde bei vorkommender Gelegenheit einen Bakschisch nicht verschmähen, es käme nur auf die Art und Weise an, ihm denselben anzubieten; sein Herr in Konstantinopel nimmt wenigstens einen,

denn ist der Tribut, den der Khedive alljährlich an den Sultan zahlt, im Grunde etwas anderes als ein ungeheuerer Bakschisch?

Der Scheich steckte daher auch schmunzelnd die verschiedenen Ein- und Zweifrankenstücke ein, die wir ihm reichten; der Berliner fügte noch einige Cigarren hinzu, weil ihm die „preußischen Beys und Excellenzen“ so schmeichelhaft geklungen hatten. „Vergessen Sie diesen Punkt nicht in Ihrer Schilderung,“ sagte er zu mir, „denn er ist wirklich von politischer Tragweite.“ —

Jetzt aber mußten wir an die Heimfahrt denken, denn es war bereits halb elf Uhr, und präcise 12 Uhr Mittags wird die große Nilbrücke „aufgedreht“, um die Schiffe passiren zu lassen, und ist dann bis 3 Uhr nicht passirbar.

Die Wagen standen in Bereitschaft; unsere Diener hatten alle Geräthe, Teller, Schüsseln, Flaschen, Gläser u. s. w. in große Körbe gepackt, nachdem sie zuvor mit den Kutschern und Läufern die Reste des Frühstücks vertilgt hatten, und zwar so gründlich, daß sowohl von den Speisen wie von den Getränken nichts übrig geblieben war. Sie mochten auch wohl den einen oder andern Rest den Beduinen gegeben haben. Diese kamen im Moment des Abschieds schüchtern und leise wieder herbei und schienen den Scheich nicht mehr zu fürchten. Er nahm auch ihnen gegenüber eine weit mildere Miene an, ja unser Dragoman erklärte uns, daß eine Scene, wie sie der

Scheich mit uns gespielt, oft zwischen ihm und den Beduinen abgekartet sei und daß sie nachher den Bakschisch brüderlich theilten. Diese Mittheilung mißfiel namentlich dem Berliner gewaltig, der sich eine so hohe Idee von dem Obersten des Wüstendorfes gemacht hatte.

Wir blieben, bevor wir einstiegen, noch einige Minuten auf der Terrasse des Plateau's stehen, um das wunderbare und großartige Bild — ein Panorama, einzig in seiner Art auf der Erde — noch einmal zu betrachten und mit wahrhaft gehobener Stimmung von ihm Abschied zu nehmen. Der prächtige Sonnentag füllte die klare, durchsichtige Luft mit jenen blitzenden goldenen Farben und Lichtern, wie man sie nur in Aegypten sieht; magischer Glanz lag sowohl auf dem schönen, smaragdgrünen Nilthale und auf dem breiten, wallenden Strome, wie auf der mattgelben, öden Wüste; nur die Pyramiden, obwohl gleichfalls von der Sonne beleuchtet, ragten ernst und dunkel und doch so feierlich hinauf in den feuerhellen Aether, als gehörten sie nicht zu dieser Welt. —

Auf der Rückfahrt verabredeten wir noch einen baldigen zweiten Besuch, aber Abends bei Vollmondschein, der wieder ganz eigenthümliche und nicht minder schöne landschaftliche Reize bietet. Und auch zu diesem werde ich mir später erlauben, den Leser einzuladen.

III.

Das Große Beiramfest.

Ein prächtiges Morgenroth lag über dem Mokkatamgebirge, an dessen Fuß sich bekanntlich die alte Khalifenstadt Kairo *) unermeßlich und unabsehbar entlang dehnt, und der ganze Osten war mit jenen brennenden, lichtgetränkten Farben geschmückt, die wirklich nur dem afrikanischen und speciell dem aegyptischen Himmel eigen zu sein scheinen, und die von jeher das Entzücken der Maler gewesen sind. Die hohen Palmen des gegenüberliegenden Paschagartens wiegten ihre ge-

*) Hier möchte ich die so oft aufgeworfene Frage beantworten: wie der Name dieser Stadt am richtigsten ausgesprochen wird, zweisilbig: Kairo, oder dreisilbig: Kaïro? Beide Aussprachen sind richtig und werden einfach durch den Usus bestimmt. In Deutschland sagt man fast durchweg Ka-iro, in Aegypten selbst umgekehrt Kairo. Aber dies letztere gilt nur von den Europäern, da man arabisch weder das Eine noch das Andere sagt, sondern einen ganz anderen Namen für die Stadt hat, nämlich Masr: die Hauptstadt, und zwar (da auch Aegypten auf arabisch Masr heißt) mit dem Zusatze: el Kahira, die Herrliche, welchen Doppelausdruck wir ja sogar zum Titel unseres Werkes genommen haben. Aus dem Worte Kahira ist dann für Europa Kairo oder Ka-iro geworden, und danach wäre streng genommen die letztere, also die dreisilbige Aussprache, die richtigere. Arabisch gebraucht man dies Wort niemals, sondern sagt stets: ich wohne in Masr, ich reise nach Masr u. s. w.

fiederten Kronen sanft hin und her; über ihnen schwebten die Geier mit fast unmerklichem Flügelschlage, und noch höher zur Rechten stand die Venus, wie ein kleiner silberner Mond, trotz der mit jeder Minute lichter werdenden Helle. Das dunkle Braunroth der goldgesäumten Wolken war bereits in ein sanftes Rosenroth übergegangen, das sich alsbald in ein flammendes Gelb verwandelte, in welchem plötzlich, unter weithin zuckenden Strahlen und Blitzen, der Sonnenball wie eine Opferflamme sichtbar wurde und majestätisch emporstieg. In demselben Moment krachte von der Citadelle der erste Kanonenschuß, dem noch zwanzig andere folgten, die das Echo der wildzerklüfteten Felsen wach riefen, so daß die Kanonade wie ein ununterbrochener Donner klang — nebenbei bemerkt, der einzige Donner, den wir hier zu hören bekommen, denn die Gewitter gehören in Aegypten zu den größten Seltenheiten. Rechnet man doch schon von bloßen Regentagen, wenigstens für Kairo, im ganzen Jahre nur drei oder vier.

Diese Morgenkanonade (aus Krupp'schen Hinterladern, von denen der Vicekönig kürzlich einige hundert Stück für schweres Geld hat kommen lassen) fand zu Ehren des Großen Beiram statt, der diesmal am 16. Januar begann und immer drei, vier Tage dauert, und über den ich durchaus, zum näheren Verständniß für den Leser, einige kurze Notizen voranschicken muß.

Der Beiram — ein türkisches Wort, das soviel wie Fest bedeutet, oder richtiger das Fest der Feste — gehört zu den Hauptfeiertagen der Mohammedaner

und zerfällt in den Kleinen und in den Großen Beiram. Der erstere folgt sogleich auf den Ramadan, den allgemeinen Fastenmonat, diesmal gegen Mitte November,*) und ist ein Genuß- und Freudenfest, um die „Gläubigen" für die 30tägigen Entbehrungen zu entschädigen; der andere ist ein Opferfest zur Mahnung an das jährliche Opfer der Mekkapilger auf dem Berge Arafat in der Nähe der heiligen Stadt. Jeder gute Mohammedaner muß nämlich ein Mal wenigstens in seinem Leben die Pilgerfahrt nach Mekka machen, um an der Kaaba, dem übrigens sehr zweifelhaften Grabe des Propheten, zu beten, weßhalb auch alljährlich aus allen Gegenden des Orients große und kleine Karawanen dahin abgehen. Die Abreise derjenigen von Kairo, der sich die Pilger des westlichen Afrika's anschließen, ist mit großen Feierlichkeiten und Volkslustbarkeiten verbunden, deren Mittelpunkt die Ueberreichung eines kostbaren Teppichs von Seite des Vicekönigs an die Führer der Karawane bildet. Dieser Teppich dient zum Schmuck der Kaaba, und der vorjährige wird jedesmal unter ähnlichen Ceremonien, ungefähr 4 Monate später, nach Kairo zurückgebracht, wo er alsdann, in 1000 kleine Stücke zerschnitten, als Reliquie

*) Das mohammedanische Jahr ist bekanntlich ein reines Mondjahr von zwölf Mondmonaten zu 29 und 30 Tagen, in das von Zeit zu Zeit einige Schalttage eingeschoben werden; es ist deßhalb mit dem christlichen Sonnenjahr immer nur relativ in Einklang zu bringen.

unter die Ulemas, Scheichs und anderen bevorzugten Gläubigen vertheilt wird.

Das zweite, das sogenannte Große Beiramfest steht insofern mit der Mekkakarawane in Verbindung, als jeder daheimgebliebene Moslim, d. h. jeder, dessen Mittel es nur einigermaßen erlauben, einen oder mehrere Hämmel oder auch Schafe schlachtet, um sich dem bereits erwähnten Opfer der Pilger auf dem Arafat anzuschließen. Am verdienstlichsten ist dieses Opfer, wenn man es selbst vollzieht, und wir haben in den Beiramtagen manchen vornehmen Araber gesehen, der mit eigener Hand und unter lauter Anrufung Allah's und des Propheten die Thiere selbst todtstach und zerlegte, einige Stücke für sich und sein Haus behielt und den Rest den Armen überließ. Das Opfer an sich ist eine Erinnerung an dasjenige Abraham's, nur daß die Mohammedaner behaupten, es sei nicht Isaak, sondern sein nachgeborener Bruder Ismaïl gewesen, und der Widder, den Gott an die Stelle des Knaben vom Himmel herabgesandt, sei der Stammvater des gesammten Hammel- und Schafgeschlechtes, das bis dahin noch nicht auf der Erde existirte. So finden wir auch hier, wie fast überall, die mohammedanischen Glaubenslehren mit mosaischen und christlichen Elementen untermischt, aber stets nur in legendenartiger Beschränktheit und sich nie zu einer höheren und reineren Deutung erhebend.

Für die große Masse des Volkes kommt bei den beiden Beiramfesten noch ein besonderer Umstand hinzu,

der sie noch bedeutender macht: es sind nämlich diejenigen Epochen des Jahres, wo der Araber neue Kleider anlegt. Der Leser muß freilich in dieser Beziehung seine Vorstellungen wesentlich modificiren und nicht an europäische Kleider denken, mit Wäsche und sonstigen Unterkleidern, mit Rock, Hose und Weste, Strümpfen, Schuhen oder Stiefeln u. s. w. — Das arabische Volks-Kostüm ist weit einfacher und besteht, außer dem unvermeidlichen weißen und rothen Turban, aus dem blaubaumwollenen Kaftan, der eigentlich wie ein langes Hemd aussieht, und, wenn es hoch kommt, aus einem ähnlichen aber kürzeren Untergewand von weißer Farbe, und, wenn es noch höher kommt, aus hellgelben oder hochrothen Lederpantoffeln an den nackten Füßen. Ein solches Kostüm kostet nach unserem Gelde etwa 4 bis 5 Thaler, und auch der weniger Bemittelte spart ein ganzes Jahr lang, um es für den Beiram erschwingen zu können.

An jenen Feiertagen erscheint mithin der weitaus größte Theil der Bevölkerung Kairo's neu und sauber gekleidet, und der gerade um diese Zeit angekommene Fremde erstaunt mit Recht über diesen sonntäglichen Schmuck, der tagaus, tagein fortdauert. Wer freilich länger bleibt, dem wird alsdann auch die Kehrseite des hübschen Bildes nicht erspart werden. Denn da der gewöhnliche Araber nur Einen Anzug besitzt (soll doch die humoristische Sentenz: Einen Rock, Einen Gott! aus dem Arabischen stammen), so trägt er denselben beständig, auch Nachts, weil er nach orientali-

scher Sitte in seinen Kleidern schläft. Da wird denn schon nach wenigen Monaten das schöne, frische Weiß, Blau, Gelb und Roth zu einem eintönigen, mißfarbigen Grau, das zugleich der allgemeine Lokalton von ganz Aegypten ist und das, trotz des klaren Himmels mit seiner hellen Sonne, überall dominirt. Später tritt noch ein anderes Stadium für das Kostüm ein, wo es nämlich zu zerreißen beginnt und immer weiter und weiter zerreißt, denn auch das Ausbessern seiner Kleider kennt der gemeine Mann im Orient nur ausnahmsweise, ja Manche behaupten, der Prophet habe es verboten, weil man dadurch viel Zeit verlöre, die man weit besser, d. h. zum Beten anwenden könne. Von dem letzten Stadium, dem Schmutze, mit seinen unnennbaren Details, rede ich, schon aus Rücksicht auf meine Leserinnen, lieber gar nicht; der Orient leistet bekanntlich auf diesem Gebiete das Unglaubliche, und Aegypten ist in dieser Beziehung, trotz alles sonstigen und gewiß sehr anerkennungswerthen civilisatorischen Fortschrittes, noch ganz orientalisch.

Halten wir uns heute, am Beiramfeste, an die Lichtseite des Bildes, zu welchem noch die vielen vergnügten Kindergesichter hinzukommen, die, wie es die Sitte mit sich bringt, an diesen Tagen beschenkt werden. Die Geschenke bestehen meist in Zuckerwerk, in dessen Bereitung man namentlich in den großen Städten, wie Kairo und Alexandria, sehr geschickt ist. Kleine und große Zuckerfiguren aller Art, und immer von rother Farbe, werden überall feilgeboten, in den ara=

bischen Vierteln sieht man lange Budenreihen damit angefüllt, die Abends mit bunten Lampen erleuchtet werden, und der Zudrang ist ungeheuer. Die Erwachsenen gehen indeß auch nicht leer aus, und durch alle Straßen werden Kuchen und sonstige Näschereien in die Häuser getragen. Die Körbe sind stets mit bunten Tüchern, oft mit kostbar gestickten Decken verhüllt, die alsdann das eigentliche Geschenk bilden. Und schließlich, wo man geht und steht, ein ununterbrochenes „salahm aleikum“ (Sei gegrüßt) „kullo sanna ante taib“ (Glück und Segen für alle Jahre) hamdu il allah“ (Gott sei gelobt) und als Antwort darauf: „katakera ketihr“ (besten Dank) und hundert, ja, man möchte sagen, tausend ähnliche Begrüßungen und Komplimente, an denen die arabische Sprache allein reicher ist, als alle Sprachen des Occidents zusammengenommen. Die gegenseitige Herzlichkeit der Ausdrucksweise, verbunden mit dem orientalischen Gruße (die rechte Hand bei tiefer Verbeugung auf Herz, Stirn und Mund gelegt), läßt voraussetzen, daß doch nicht Alles bloß leere, hohle Form ist, und so macht das Ganze einen wohlthuenden und oft rührenden Eindruck. —

Nun ist es aber auch für uns hohe Zeit, diese Präliminarien abzubrechen, denn die ersten Equipagen, mit goldgestickten Läufern voran, rollen schon an unserm Hause vorüber und immer neue und prächtigere folgen, und alle nach Abdihn, der Winterresidenz des Vicekönigs, um Sr. Hoheit aufzuwarten. Das Bei-

ramfest bringt nämlich in Aegypten eine Auffahrt bei Hofe mit sich, wie bei uns in Europa die Neujahrscour. Auch meine Wenigkeit, der durch ein eigenthümliches Schicksal seit ungefähr einem Jahre aegyptischer Staatsdiener geworden war, hatte sich dort einzufinden und ich säumte nicht, zumal ich noch den besonderen Zweck eines Berichterstatters damit verbinden wollte.

Das Schloß Abdihn liegt am nördlichen Ende des sogenannten Frankenviertels, jenes neugeschaffenen Stadttheiles, der mit seinen langen, breiten und schnurgeraden Straßen und europäisch gebauten Häusern einen seltsamen Kontrast mit den krummen und engen Gassen des eigentlichen Kairo bildet. Der Vicekönig hat dort ein bischen à la Haußmann gewirthschaftet und die Meinungen über das Zweckmäßige dieser großartigen Anlage sind sehr getheilt. Jedenfalls ist aber der äußere Eindruck ein grandioser, und man erstaunt, was Alles in so verhältnißmäßig kurzer Zeit aus Schutt und Trümmern, die übrigens noch überall hervorschauen, geschaffen werden konnte. Abdihn selbst dagegen ist trotz seiner Größe ein gewöhnliches Bauwerk, das mit seinen beiden rechtwinkligen Façaden fast wie eine Kaserne aussieht und unter allen Palästen des Khedive wohl der am wenigsten schöne ist. Bis vor kurzer Zeit standen noch auf dem freien Platze zwei schlanke, stattliche Palmen, die höchsten von ganz Kairo; sie gaben dem Palais wenigstens noch einen orientalischen Anstrich, jetzt hat man auch diese, Gott weiß, aus welchem Grunde, entfernt und ihm damit

den letzten eigenartigen Schmuck genommen. Die Säle und Gemächer im Innern sind natürlich mit großer Pracht ausgestattet, aber alle Möbeln und Geräthe, Teppiche, Vorhänge und Portièren, Kronleuchter, Pendulen und Kandelaber und was der hundert großen und kleinen Dinge mehr sind, wurden direkt aus Paris verschrieben, und dergleichen sieht man ja jetzt auch in Europa überall. Der Harem soll freilich dies Alles in erhöhtem, fast fabelhaftem Maaße zur Schau tragen, aber den darf, mit Ausnahme des Herrn, kein männlicher Fuß betreten, so daß wir hier höchstens nur nach Hörensagen berichten könnten.

Der große freie Platz vor dem Palais wimmelte bereits von Equipagen, Läufern und Heiducken, und immer neue fuhren vor; bunt kostümirte Mohren hielten schöne arabische Pferde, reich aufgeschirrt und das Sattelzeug meist von rothem oder blauem Sammt mit verschwenderischen Goldstickereien bedeckt; die Paschas waren bereits abgestiegen und hatten sich in das Vestibül begeben, wo sich Alles zur Cour versammelte. Hier war nun die beste Gelegenheit, die verschiedenen Uniformen und Kostüme, an denen der Orient und speziell Aegypten so reich ist, zu mustern und genau zu betrachten; das Gedränge wurde aber mit jeder Minute größer, und Viele mußten sogar auf der Treppe am Eingang stehen bleiben. Die buntbesternten Ceremonienmeister führten alsdann von Zeit zu Zeit die Harrenden abtheilungsweise durch einige Nebengemächer von einer Seite in den großen

Audienzsaal hinein und am Vicekönig vorüber und von der andern Seite wieder hinaus. Doch dergleichen hatte ich schon anderswo, und namentlich in den Tuilerien zur Glanzzeit des zweiten Kaiserreiches, weit großartiger und brillanter gesehen. Aeußerst interessant waren mir indeß die Ulemas und Scheichs der verschiedenen Moscheen in ihren türkischen Kostümen; sie trugen sämmtlich dunkle, aber reich mit Gold gestickte Kaftane und Unterkleider von gelber, blauer oder grüner Seide; dazu bunte Turbane von kostbaren Kaschmirshawls, mit breiten goldenen Bändern durchflochten. Das war orientalische Pracht, wie ich sie noch nie gesehen, und wie sie auch in Kairo nur bei solchen Gelegenheiten zum Vorschein kommt. Einen großen, übrigens keineswegs unvortheilhaften Kontrast mit ihnen bildeten damit die italienischen Franziskaner, die jüdischen Rabbiner und die inländischen Kopten, die sich gleichfalls sämmtlich eingestellt hatten, ebenso der Patriarch von Alexandrien, der von zahlreichen Priestern begleitet war. Die eigentlichen aegyptischen Uniformen haben viel Aehnlichkeit mit den französischen, blau und roth sind die vorherrschenden Farben, aber der Schnitt ist durchweg die sogenannte Stambuline mit einfacher Knopfreihe, wie ein preußischer Waffenrock, nur etwas länger; dazu, je nach dem Range, viel oder wenig Goldstickerei, bis hinauf zum Pascha, der vollständig goldgestickt ist. Ordensbänder, Sterne und Kreuze fehlen ebenfalls nicht, und Einige sind ganz bunt damit behängt . . . . tout comme chez

nous. Aber Jeder trägt ohne Ausnahme und ohne irgend welches Abzeichen, vom Vicekönig bis zum letzten Effendi, den rothen Tarbusch mit der schwarzen Troddel. Wer keine Uniform hat und doch courfähig ist, trägt die schwarze Stambuline, die jedenfalls kleidsamer und rationeller ist, als unser unglücklicher europäischer Frack.

Hübscher, wenigstens origineller, war übrigens die Cour, eine Stunde später, in Kasr en Nil, dem Schloß am Nil, wo das diplomatische Corps, das in Aegypten, weil dessen Herrscher kein Souverän ist, nur aus Generalconsuln besteht, und die einzelnen Ministerien empfangen wurden. Das Palais, in halb arabischem, halb maurischem Styl, liegt wunderschön am Nil, der nördlichen Spitze der Insel Rhoda gegenüber, und von der Wasserseite schweift der Blick über die Palmen des jenseitigen Ufers, bis nach den Pyramiden von Gizeh hinüber. Links die neue prächtige Nilbrücke, und der Fluß selbst von großen und kleinen Barken belebt, die mit ihren alterthümlichen lateinischen Segeln, die sich seit der Pharaonenzeit nicht verändert haben, wie gigantische Schwäne auf- und abziehen. Im inneren Schloßhofe, der mit hohen Nilakazien und Sykomoren bepflanzt ist, standen die Linientruppen in Reih und Glied, ganz in Weiß (natürlich mit dem rothen Tarbusch), und die braunen, gelben und hier und da sogar schwarzen Gesichter paßten vollkommen zu dieser tropischen Uniform. Außerdem sah man Offiziere von allen Waffengattungen,

sogar Husaren, ein neugeschaffenes Regiment ganz nach preußischem Muster. Wenn ein General oder Pascha, was hier, wenigstens dem Range nach, dasselbe ist, angefahren kam, so empfing ihn die Regimentsmusik stets mit einem rauschenden Tusch, und dasselbe war der Fall, wenn der Wagen eines Generalconsuls sichtbar wurde. Als endlich die ersten Reiter der vicecöniglichen Leibgarde heransprengten, ertönte die aegyptische Nationalhymne, und der Hof füllte sich im Nu mit Lanciers, die ihre grün und roth bewimpelten Lanzen schwenkten, und die Truppen riefen ein lautes „Effendimis bin jatschah!“ (Unserm Herrn tausend Jahre!) . . . . ein türkischer Soldatengruß, den ich mir später von einem Kundigen so vorsprechen und übersetzen ließ; denn in jenem Moment verstand ich nichts als ein schnelles, mehrfaches i i und ein langgezogenes ah, ah!

Der Khedive, von den Prinzen seines Hauses, den Ministern und einer Anzahl Paschas empfangen, grüßte überaus freundlich nach allen Seiten, stieg aus und verweilte noch einige Augenblicke auf dem Perron, während welcher Zeit ich Muße genug hatte, ihn mir genau zu betrachten. Da wir aber noch die Ehre haben werden, einen ganzen Abend mit Sr. Hoheit zuzubringen (übermorgen auf dem großen Ball in Gezireh, zu welchem ich auch für den Leser Einlaßkarten besorgt habe), so können wir ihn uns dort am ungenirtesten beschauen. Lieber sage ich ein flüchtiges Wort über die Nationalhymne, die noch immer

weiter gespielt wurde, als der Vicekönig längst den Audienzsaal betreten hatte. Es ist eine Art Marsch — und man mag über mich lachen oder es gar für einen schlechten Witz halten, aber ich muß ganz ernsthaft versichern, daß die „Hymne“ außerordentlich viel Aehnlichkeit hat mit unserem Deutschen „Immer langsam voran! Immer langsam voran!“ Vaterländische Klänge mithin, die mir aber hier unter den Palmen des afrikanischen Himmels sehr befremdlich vorkamen. Die Worte der Hymne, wenn wirklich welche dazu existiren, habe ich nicht in Erfahrung bringen können; sie werden vermuthlich nach orientalischer Sitte ein überschwänglicher Panegyrikus sein von all dem Großen und Schönen, das der Khedive auf glänzender Fortschrittsbahn in Aegypten geschaffen — ein Ruhm, der ihm unbestritten bleibt — doch bei mancher neuen Schöpfung, wo sie mit dem Dache und nicht mit den Fundamenten beginnen, thäten sie gut, sich an den deutschen Text ihrer Nationalhymne zu erinnern, den sie aber leider nicht kennen: „Immer langsam voran! Immer langsam voran!“

Doch der Khedive befindet sich längst im Audienzsaal, und die Ceremonienmeister geben geschäftig noch einige Winke und Weisungen und die Cour beginnt, die eigentlich nur aus einem langsamen Vorbeigehen, einem Grüßen und Verneigen besteht. Nur die Generalconsuln haben das Privilegium der Anrede und präsentiren bei der Gelegenheit wohl den einen oder den andern ihrer vornehmeren Landsleute, die sich als

Touristen in Aegypten befinden. Mir erging es wie dem nordamerikanischen Geschäftsträger am weiland kaiserlichen Hofe zu Paris, der stets der Einzige war, der im schlichten schwarzen Frack erschien: ich trug die einzige schwarze Stambuline unter all den bunten Uniformen, und wenn mich der Vicekönig nicht bemerkt hat, so ist es nicht meine Schuld.

Bald rollten die Wagen wieder vor, die Truppen salutirten auf's Neue und riefen noch einmal ihr „Jatschah", und auch die Musik spielte wieder ihr „Immer langsam voran" .... Alles setzte sich in Bewegung, türkische Kommandorufe ertönten, die übrigens, nebenbei bemerkt, gar so übel nicht klingen und nach denen sich sehr gut exerciren läßt — aber die Karosse des Vicekönigs mit ihrem schimmernden, berittenen Gefolge ist schon weit; Se. Hoheit liebt es, Alles sehr schnell abzumachen, und ist gewiß der letzte in seinem ganzen Lande, der die deutsche Bedeutung seiner Hymne gelten lassen möchte.

Der Khedive fährt zu seiner Mutter, bei der gleichfalls großer Empfang ist, aber ganz absonderlicher Art, denn Männer, mit alleiniger Ausnahme des Vaters oder Bruders, werden niemals in die innersten Frauengemächer des Harems zugelassen. Trotzdem begeben sich an jenem Tage alle hohen Staatsbeamten in den Palast, wo sie in einem besonderen Flügel von dem Obersten der Eunuchen (eine gewaltige Respectsperson nach orientalischen Begriffen) empfangen und mit Kaffee und Tschibuk bewirthet werden.

Uns aber interessirt das nicht weiter — im Gegentheil, die Harems- und Eunuchenwirthschaft hier zu Lande bildet einen widerlichen socialen Krebsschaden — wir ziehen daher einen Gang durch die Stadt vor, und zwar hauptsächlich durch die arabischen Viertel.

Die Muskih, die berühmte Hauptstraße von Kairo, von der ich weiter unten*) noch eine besondere Schilderung gebe, wimmelt von Turbanen, bunten Kaftanen und gelben und rothen Pantoffeln, sämmtlich frisch und neu, wie ich bereits früher bemerkte; die Fußbekleidung abgerechnet, ist die weiße und blaue Farbe so durchweg vorherrschend, daß eine deutsche Dame, die mit in unserer Gesellschaft war, so Unrecht nicht hatte, als sie das bewegte Bild mit Himmelblau und Lämmerwolken verglich; dazu die farbigen Gesichter in allen Schattirungen, und eine prächtige afrikanische Sonne, die Alles mit lichtem Goldschimmer übergoß, aber dabei, obwohl mitten im Januar, so heiß brannte, daß wir froh waren, unsere Sonnenschirme mitgenommen zu haben. Und, o Wunder! die Gesichter selbst schienen uns sauberer zu sein als sonst, und waren es auch in Wirklichkeit, denn manches Antlitz, das im Laufe des Jahres mit Wasser und Seife nur äußerst selten in Berührung kommt, wird zum Beiramfeste gründlich gewaschen und zwar nach einem religiösen Gebot, das der Koran vorschreibt. Auch das Haupthaar, bis auf den Büschel

*) Im zweiten Bande.

im Wirbel, muß geschoren, und die Nägel müssen geschnitten werden, wie es der Prophet befohlen, und überall auf der Straße, oft mitten im Fahrwege, sitzen die Barbiere mit ihren Kunden und seifen ein und rasiren und schneiden und putzen und schaben, und die Nachkommen der Pharaonen gehen wie neugeboren unter den langen Messern und Scheeren hervor.

Alsdann zieht Alles in die Kaffeehäuser, die man sich aber nicht wie unsere europäischen denken muß. Das Grand-café de Paris, mit seinen Riesenspiegeln, seinen Deckengemälden und vergoldeten Marmorwänden, und die große Kahwa z. B. im Khan-Kalihl, links von der Muskih! Welch ein Unterschied! Und dabei fragt es sich sehr, welches von beiden Etablissements das originellste und interessanteste ist. Europäische Genremaler würden sich gewiß für das letztere entscheiden. Der eigentliche Raum des Hauses ist nur klein und dient auch nur zum Bereiten des Kaffee's und zum Aufstellen der unzähligen Täßchen und Schälchen, der Wasserpfeifen u. s. w. Die Gäste sitzen draußen auf langen Bänken, alle mit untergeschlagenen Beinen, und wer auf den Bänken keinen Platz findet, hockt einfach auf dem Boden, und stets und unwillkürlich bilden sie malerische Gruppen, in welchen die Turbane und die langen bunten Gewänder zur vollen Geltung kommen. Ein großes Dach von Palmblättern oder verschossenen Teppichen bietet den nöthigen Schatten. Die großen und kleinen

schwarzen und braunen Diener, deren weißes Kleid heute wirklich ganz weiß ist, gehen ab und zu, reichen den Kaffee oder den Tschibuk oder den Nargileh, und Alle trinken und rauchen, und sitzen behaglich im süßen Nichtsthun. Sie reden wenig, aber grüßen und bekomplimentiren sich desto mehr. Manchmal erscheinen arabische Musikanten mit ihren primitiven Instrumenten, unter denen die Tarabuka (ein Tamburin mit klappernden Blechstückchen), das Kemengeh (eine Art viersaitiger Guitarre) und die Naje (die kleine sogen. Derwischflöte mit nur drei, vier verschiedenen Tönen) die gewöhnlichsten sind. Sie werden zusammen und anscheinend auf's Gradewohl, mithin ohne alles Taktmaß gespielt; die Melodieen, wenn man überhaupt den Klingklang so nennen darf, sind einförmig und nach unseren Begriffen sogar disharmonisch, und trotzdem hören sie sich in dieser Umgebung, unter diesen Menschen und unter diesem Himmel nicht übel und jedenfalls sehr eigenthümlich an. Die gesammte Staffage gehört freilich dazu, bis zu den beiden großen Palmbäumen, die über die glatten Dächer der nächsten Häuserwürfel herüberschauen, bis zu den kreisenden Wüstengeiern im hohen Blau und bis zu den dunkeln Beduinen, die zufällig auf hohen Kameelen vorbeireiten.

Solcher Kaffeehäuser gibt es in Kairo viele hundert und in diesen Festtagen sind sie sämmtlich dicht besetzt. Abends ist das Bild noch romantischer, wenn nämlich die Laternen und Lampen angezündet sind

und alle Gegenstände mit magischem Licht verklären. Oft erscheint dann noch ein sogenannter Märchenerzähler, in der Regel ein alter Scheich, mit weißem Bart, den das türkische Kostüm vortrefflich kleidet; er setzt sich auf einen erhöhten, mit bunten Teppichen belegten Platz und beginnt aus dem Stegreife, aber mit lebhafter Stimme, seinen phantastischen Vortrag. Es sind fast immer dieselben Geschichten, entweder aus Tausend und einer Nacht, oder die Abenteuer von Abu-Seid, oder sonst eines Helden aus der Zeit der Khalifen- und Mameluckenherrschaft.*) Alles horcht schweigend und unterbricht den Erzähler nur an den wichtigsten Stellen, wo das Leben des Helden bedroht oder sonst ein Unglück im Anzuge ist, das aber stets siegreich überwunden wird. Dann geht ein anhaltendes Gemurmel des Beifalls durch die Reihen, von welchem der Fremde nur das immer wiederkehrende Wort Allah versteht, wie denn überhaupt der Mohammedaner allen und jeden Ausruf mit Allah begleitet. So sitzen sie oft bis nach Mitternacht, ein Schälchen Kaffee nach dem andern schlürfend und einen Tschibuk nach dem andern rauchend, und die Vornehmeren lassen sich, wenn sie

*) Lane, in seinem vortrefflichen Werke „Die heutigen Aegypter," das, wenngleich etwas veraltet, doch noch immer das Beste ist, was je über Aegypten geschrieben wurde, hat sich die Mühe genommen, einige dieser Geschichten zu übersetzen. Das bereits in unserem Vorwort so lobend erwähnte deutsche Werk von Klunzinger, steht allerdings dem Lané'schen durchaus ebenbürtig zur Seite.

heimkehren, eine weiße Papierlaterne vorantragen, denn das Gas, womit der Vicekönig die neuangelegten Straßen so reichlich bedacht hat, ist noch nicht bis in die arabischen Viertel gedrungen.

In diesen Beiramtagen geht aber eine große Anzahl von Arabern gar nicht zu Bette, und der gläubige Moslim versäumt auch, namentlich Abends, den Besuch der Moscheen nicht. Mit Sonnenuntergang ertönt nämlich wieder, wie am Morgen, der Kanonendonner auf der Citadelle, und zu gleicher Zeit lassen die Mueddims (die Gebetrufer) ihren einförmigen Gesang von allen Minarets erschallen, um das Volk an seine religiösen Pflichten zu mahnen. „Allah ist groß! Kommt zum Gebet! Allah akbahr!“ Diese Rufe verhallen natürlich im wilden Lärm des Tages, aber früh Morgens, eine Stunde vor Sonnenaufgang, klingen sie weithin über die noch schlafende Stadt: „Allah ist groß! Gebet ist besser denn Schlaf!“ u. s. w.; und sind alsdann unleugbar von eigenthümlicher, aber mehr melancholischer als erhebender Wirkung, vorzüglich wenn man den Gesang von mehreren Minarets zugleich hört. Glocken, die schöne Prärogative des Christenthums, „die ehernen Stimmen des Himmels,“ kennt bekanntlich der Islam nicht, auch die Orgel nicht und überhaupt keinen eigentlichen Kirchengesang. Der Gottesdienst in den Moscheen, den auch nur die Männer besuchen, besteht in einem unaufhörlichen Recitiren der nämlichen Koranverse, mit hundertfachem Allah akbahr, und die Predigt, wenn

überhaupt eine solche stattfindet, ist die Auslegung dieser Verse, aber in derselben mechanischen, geistlosen Manier. Nur durch diese äußere Form wird der Islam, der seinem endlichen Verfall unrettbar entgegen geht, noch erhalten; auch besucht meistens nur das niedere Volk, dessen übrige Bildung unter Null steht, die Moscheen; der vornehmere Araber verrichtet, wenn überhaupt, seine Gebete zu Hause, und auch dort hat es nicht viel zu bedeuten. Doch ist dies ein Gegenstand, den ich vielleicht später einmal in einem besonderen Artikel besprechen werde; heute paßt er nicht in meinen Rahmen, denn heute ist Festtag, und wenn wir trotzdem in eine Moschee hineinschauen, so ist es nur, um den Derwischen zuzusehen, die ihre ganz besonderen d. h. absonderlichen Gebets- und Andachtsübungen haben. Sie hocken oder stehen im Kreise, zwanzig, dreißig und mehr, und wackeln mit dem Kopfe und dem Oberkörper nach dem Takte hin und her, aus dem Wackeln wird bald ein Schaukeln und Schwenken und immer lebhafter und hastiger, dazu der unaufhörliche Ruf: Allah il Allah! Zuletzt ist die ganze Gesellschaft wie von einem Paroxismus ergriffen, und es entsteht das tollste Taumeln und Zappeln, die Rufe werden zum Gebrüll, die Bewegungen zu wahren Zuckungen und Krämpfen, manchmal fällt Einer wie todt hin und wird fortgetragen; dieser ist besonders gottbegnadet, und kürzlich ist sogar Einer an Ort und Stelle gestorben, der nunmehr als Heiliger verehrt wird. Das Ganze macht übri-

gens einen so widerwärtigen Eindruck, daß man den Besuch gern abkürzt und Damen nur selten hinführt; starkblütige Engländerinnen, die bekanntlich Alles sehen müssen, trifft man freilich manchmal unter den Zuschauern. Für den ernsteren Beobachter ist indeß dies Schauspiel, so kläglich es auch, als Entwürdigung der Menschennatur, an sich ist, lehrreich und bedeutungsvoll, wenn auch nur als ein praktischer Beleg für das bekannte Wort: . . . . „das ist der Mensch in seinem Wahn“.

Den heitersten Eindruck machen dagegen, auch noch zur späten Abendstunde und bis nach Mitternacht, die Straßen und öffentlichen Plätze; überall haben sich die kleinen ambulanten Eßwaarenhändler etablirt: ein Gestell aus Palmenzweigen dient als Tisch, auf einer hölzernen oder metallenen Schüssel befinden sich die verschiedenen Delikatessen, und in ihrer Mitte steht eine brennende Laterne oder ein Lämpchen. Aus was Allem diese „Delikatessen“ bestanden, kann ich hier unmöglich so aus dem Gedächtniß aufzählen, zumal gar Vieles darunter war, was ich im Leben noch nicht gesehen und noch weniger gekostet hatte. Zuckerwerk in allen Farben und Formen, gebrannte Mandeln, Pistazien, Rosinen, Datteln, Orangen und Feigen findet man am häufigsten, aber auch eingemachte Gurken und Oliven, Würstchen und Gemüse und Gott weiß was sonst noch! Das Meiste von bedenklichem Aussehen, soweit es die Reinlichkeit betrifft, aber die Araber nehmen es damit nicht so genau, und da sie Alles

mit den Fingern essen und den Gebrauch der Messer und Gabeln verschmähen, so kann man ihnen ja auch leicht die Speisen mit den Fingern serviren. Die Brodverkäufer, die ihre flachen, lappenartigen Durrah-fladen gleichfalls mit einer Laterne auf dem Kopfe tragen, drängen sich durch die Menge und rufen ihr unaufhörliches: „hat èhsch! hat èhsch!“ So schmaust das Volk die halbe Nacht hindurch; getrunken wird außer Kaffee nur Wasser, das überall um einen Para (die kleinste Kupfermünze) ausgeschenkt wird, und wenn man den Trunk gar nicht bezahlt, so ist es auch kein großes Unglück. In der Muskih selbst sind die Bo-abs (die Hauswächter) bereits zu Bette gegangen, d. h. sie schlafen draußen im Freien vor der Thür, oft auf dem bloßen Boden, in einige alte Decken gehüllt, oder auch auf einem Bettgestell aus Palmzweigen, das leicht wie ein Korb und dabei doch sehr solide ist. So liegen sie zu Dutzenden, ja zu Hunderten in allen Straßen und schlafen den Schlaf des Gerechten, un-bekümmert um den Lärm ringsrum, und nicht selten mit den herrenlosen Hunden, an denen im ganzen Orient die großen Städte und besonders Kairo so überreich sind, ihr Lager theilend.

Doch auch für uns dürfte es an der Zeit sein, endlich den Weg nach Hause einzuschlagen, wobei ich freilich nicht verbürgen will, daß wir uns nicht noch an dem einen oder anderen Kaffeehause aufhalten, wenn es dort irgend Etwas zu sehen gibt; aber wir sind heute weit umher gewesen und bedürfen der Ruhe,

zumal morgen auch noch ein Festtag ist, den wir gleichfalls mitmachen und schildern wollen.

* * *

Der zweite Tag des Beiramfestes brach mit gleicher Pracht und Schönheit an, wie der erste, und die Kanonen der Citadelle donnerten wieder in das Morgenfeuer hinein und über die Stadt hin, die aber diesmal nicht wie gestern aus dem Schlafe geweckt zu werden brauchte. Ein großer Theil der Bevölkerung war nämlich gar nicht zu Bette gegangen und ein anderer sehr früh aufgestanden, um noch die letzten nothwendigen Einkäufe zu machen. Der Araber ist nämlich sehr langsam und bedächtig, wenn es irgend eine Geldausgabe gilt, und vollends eine so bedeutende, wie der Kauf eines vollständigen Anzuges; am ersten Festtage hat er deßhalb noch gezögert, muthig in die Tasche zu greifen und die drei oder vier Maria-Theresienthaler herauszuholen — heute aber widersteht er nicht länger, denn sein unsauberer, zerrissener Anzug bildet einen zu schlimmen Kontrast mit den neuen, frischen Toiletten um ihn her. Die türkischen und griechischen Kaufleute in den Bazars wissen das sehr gut und öffnen daher ihre kleinen Läden, die in langen Reihen immer das untere Stockwerk der Häuser einnehmen und in der Regel kaum geräumiger sind, als ein großer Kleiderschrank, schon in der Morgenfrühe, und putzen ihre Waaren hübsch heraus, um die Käufer anzulocken. Auf der Schwelle des Einganges, die zugleich als Bank dient, liegt stets ein bunter

Teppich, dorthin wird der Kunde unter unaufhörlichem Saláhm il Allah und Nahardac saïd (Gott zum Gruß! Gesegnet sei dein Tag!) zum Niedersitzen genöthigt, alsdann wird ihm ein Schälchen Kaffee und eine Cigarette angeboten, und das Geschäft beginnt, immer in der blumen- und bilderreichen Sprache des Orients. „Mein ganzer Laden gehört Dir, theurer Freund, den mir Gott schon so früh zum Segen meines Hauses gesandt," sagt der Kaufmann und breitet seine Herrlichkeiten aus, was alsdann der Käufer mit einer ähnlichen Phrase beantwortet. Von Phrase zu Phrase, wobei natürlich Allah nicht vergessen wird, kommt man nach und nach auf den Preis, aber nun verliert die Unterhaltung ihren poetischen Anstrich und wird mehr nüchtern und prosaisch, und die Worte talatta, chamsa, aschra, tenataschra, aschrin (drei, fünf, zehn, zwölf, zwanzig) u. s. w. fliegen hin und her — „nimm es lieber umsonst, theurer Freund," ruft der Kaufmann wehmüthig, „ich gebe es Dir ganz ohne Geld!" würde aber doch ein eigenthümliches Gesicht machen, wenn ihn der Käufer beim Wort hielte. Endlich ist der Handel abgeschlossen, Ober- und Unterkleid und auch das lange schneeweiße Turbantuch sind gekauft, und während der Händler die drei oder vier Thaler prüft, ob sie recht blinken und klingen, entledigt sich der Käufer rasch und ungenirt seiner alten Kleider (gewaschen hat er sich schon früher) und fährt in die neuen hinein, schlingt mit kunstgeübter Hand seinen Turban, kauft noch schließlich von einem

ambulanten Pantoffelkrämer, gleichfalls mit vielen Redensarten und Komplimenten, ein Paar gelbe oder rothe Pantoffeln, wickelt seine alten .... Lumpen hätte ich beinahe gesagt, sorgfältig zusammen, verbirgt sie in die weiten Aermel seines Kaftans und mischt sich nun wohlgemuth und neugeboren unter die übrigen Spaziergänger, nachdem ihm noch der Kaufmann grüßend nachgerufen: saràna el jiht! (Deine Rückkehr ist uns erquickender Regen), oder wenn er recht viel gekauft hat: saràna en nebi! (Deine Rückkehr ist uns wie ein Besuch des Propheten). Solche Scenen und Metamorphosen passiren zu Hunderten und Tausenden am zweiten Festmorgen in allen Bazars, und wenn man dann zur Mittagszeit durch die Muskih geht oder, was noch mehr zu empfehlen ist, sich in eines der dortigen Kaffeehäuser setzt, um die Menge wie ein thetarum mundi an sich vorüberziehen zu lassen, so erstaunt man noch mehr als am ersten Tage über die schmucke Kleiderpracht, in welcher die weißen Turbane und die gelben und rothen Pantoffeln die Hauptrolle spielen.

Das Programm des zweiten Festtages enthielt indeß nur die Pferderennen, und über diese ist im Grunde nicht viel zu sagen. Der Sport, meist in den Händen der Engländer und Franzosen, ist in Aegypten noch im Entstehen, und es fragt sich sehr, ob er trotz der Theilnahme und der nicht geringen Opfer von Seiten des Vicekönigs, der Prinzen und einiger Paschas sich mit Erfolg im Pharaonenlande einbürgern wird.

Es geht damit wie mit manchen andern rein europäischen Institutionen, die man hastig und ohne Transition auf aegyptischen Boden verpflanzt hat: sie haben etwas Forcirtes, die großen Massen zeigen kein Verständniß dafür und mithin kein Interesse, und bei dem angeborenen Widerwillen des Orientalen gegen alles Neue, was keinen direkten praktischen Nutzen bringt, ist für die Zukunft nicht viel davon zu erwarten. Dahin gehören auch die italienische Oper, das französische Schauspiel, die französischen Restaurants und Luxusläden und manches Andere, wovon die ersteren noch dazu dem Vicekönig alljährlich gewaltige Summen kosten und die eigentlich nur den Fremden zu Gute kommen. *)

Aber der Khedive ist ein großer, freigebiger und reicher Herr, der auf einige Millionen nicht sieht, wenn er dadurch den äußeren Glanz seiner Hauptstadt, obwohl oft nur illusorisch, heben kann. Mit dem Gas, der Wasserleitung, den Straßendurchbrüchen und den öffentlichen Gärten, vorzüglich aber mit den Eisenbahnen, zu denen jetzt noch für Kairo Tramways hinzukommen sollen, ist es etwas Anderes: da ist der praktische Nutzen, im Vergleich mit ehemals, so durch-

*) In jüngster Zeit hat freilich auch Aegypten seinen großen „Krach" gehabt und von obigen Herrlichkeiten ist gar viel zu Wasser geworden. Der Khedive selbst ist ein armer, von seinen Gläubigern vielgeplagter und verfolgter Schuldner geworden, der kaum mehr aus noch ein weiß.

schlagend und liegt so klar auf der Hand, daß ihn auch der gemeine Mann sofort versteht und willkommen heißt. Unendliches und Staunenswerthes hat in dieser Beziehung und nach allen Richtungen hin der Vicekönig während seiner verhältnißmäßig nur kurzen Regierung bereits geschaffen und oft wie aus dem Nichts hervorgerufen, was wirklich die lauteste und ungetheilteste Anerkennung verdient.

Um aber auf die Pferderennen zurückzukommen (denn hinführen müssen wir den Leser nun doch einmal), so waren sie für uns Europäer schon insofern interessant, als sie in der Wüste stattfanden, die bekanntlich Kairo im Westen dicht begränzt, so daß man nur die letzten Fahrwege zu verlassen braucht, um sogleich darin zu sein. Das Terrain war also nicht schwer herzustellen, nur daß der sogenannte Turf, d. h. der Rasen, eine Sandfläche bildet, mit dem obligaten Staube, an den man sich hier aber schnell gewöhnt, eben weil er unvermeidlich ist. Die Rennbahn liegt in der sogenannten Abbassieh, wo Abbas Pascha, traurigen Andenkens, sein Wüstenschloß bauen ließ, das er später mit einem anderen Wüstenschlosse zu Benha vertauschte, wo er sich sicherer wähnte, aber wo er trotzdem ermordet wurde. Der Weg dahin führt (durch Fagallah) an eleganten Landhäusern und schönen Gärten vorüber, und jetzt bedauere ich wirklich, die Leserinnen nicht mitnehmen zu können; denn ich würde ihnen gewiß dadurch eine große Freude bereiten. Die Orangenbäume hängen voll von goldgelben Früchten,

wir halten sogar an und lassen uns einige, frisch gepflückt, in den Wagen reichen — sie sind eiskalt und schmecken wie die köstlichste Limonade — die Kaktuspflanzen mit ihren phantastischen Blättern dienen als Einfassung der Gärten, blau- und rothblühende Schlinggewächse wuchern überall, und einzelne Akazien und hochstämmige Mimosen zeigen bereits ihre duftenden lichtgelben Blumen. Hoch über ihnen, um dem orientalischen Landschaftsbilde die eigentliche Weihe zu geben, steigen die schlanken Dattelpalmen empor und wiegen ihre imposanten Kronen mit den langen gefiederten Blättern gleich Riesenfächern sanft hin und her; oft stehen sie in dichten Gruppen, oder auch einzeln vertheilt, stets aber alle übrigen Gewächse und Bäume stolz überragend da — wahre Fürsten des Pflanzenreichs! Dazu ein wolkenloser, sanftblauer Himmel, klar und durchsichtig wie Glas, und die Sonne von einer Licht- und Strahlenfülle, wie sie nur in den glücklichen Regionen des ewigen Frühlings leuchtet. Denn wir sind mitten im Januar, wo man bei uns daheim am warmen Ofen sitzt und durch die gefrorenen Fensterscheiben auf die beschneiten Dächer hinabschaut.

Die Rennen hatten längst begonnen, als wir ankamen, aber das war kein großes Unglück; die Staffage als die Hauptsache blieb uns: das beturbante Volk, die unermeßliche hellgelbe Wüste vom Mokkatam begrenzt, dessen einer Theil, der sogenannte rothe Berg (Gebel achmar), wirklich aus dunkelrothen Felsen be-

steht, alsdann die Palmen ringsum und zurück nach Kairo hin dichte grüne Baumgruppen von Nilakazien und Sykomoren. Im Hintergrunde nach Süden die Citadelle mit der kolossalen Kuppel der Mohammed-Ali-Moschee und den beiden hohen Minarets, schlank und dünn wie zwei Mastbäume. Ganz in der Ferne, am äußersten Gesichtskreise, standen scharf und klar die Pyramiden von Gizeh — man wird mir einräumen, daß der Rennplatz an sich schon originell genug und wohl eines Besuches werth war. Aber wir sollten außerdem noch ein eigenthümliches Schauspiel haben, das man bei allen Pferderennen Europa's vergeblich suchen würde, und weshalb wir auch hauptsächlich gekommen waren, nämlich ein Dromedarrennen. Sechs Reitkameele trabten heran, prächtig aufgeschirrt mit buntfarbigen Decken und langen Quasten und Trodbeln, auf dem Höcker eines jeden in einem hohen stuhlartigen Sattel ein dunkelbrauner Beduine in schneeweißem faltenreichen Burnus, und der eine mit rothem, der andere mit gelbem oder auch mit grünem Turban (die Farbe der Turbane diente als Abzeichen für den Reiter) . . . das Signal ertönte, und die seltsame Karawane setzte sich in Bewegung. Erst gemessen, fast langsam, aber mit jeder Viertelminute rascher und rascher, bis sie endlich im wilden Galop über die Fläche sausten. Ein Ritt, so prächtig, so windesschnell, so wunderschön, wie ich im Leben noch nichts Aehnliches gesehen, und der mir unvergeßlich bleiben wird. Zuletzt, als sie den über zwei Meilen

langen Weg der Rennbahn beinahe zurückgelegt hatten und wieder an unserer Tribüne vorüber kamen, schienen sie kaum mehr den Boden zu berühren. Zwei, die den übrigen um einige hundert Schritte voraus waren, langten zu gleicher Zeit am Ziele an und mußten sich in den Preis (100 Lstl., so viel ich mich erinnere) theilen. Der Jubel der Zuschauer war groß, vorzüglich unter den Arabern, denn das war etwas, das sie verstanden und zu beurtheilen wußten. Die Sieger wurden dem Khedive vorgeführt, der in einem besonderen Pavillon mit einem glänzenden Gefolge von Prinzen und Paschas dem Rennen zuschaute. Der Prinz Arthur von England saß neben dem Vicekönig; aber auch ihn näher zu betrachten, werden wir morgen noch Muße genug haben.

Nach den Dromedaren kam noch ein Eselrennen, zu welchem jeder Eselbube mit seinem Grauthier zugelassen wurde. Einige Hundert galopirten in die Arena hinein, und es kostete nicht wenig Mühe, die wilde Gesellschaft zur Ruhe zu bringen, um das vorgeschriebene Signal zu geben. Unter unbändigem Geschrei jagten darauf alle wie besessen davon, es dauerte aber nicht lange, so stürzte hier einer und dort einer, und immer mehrere, und die Esel liefen herrenlos durch die Wüste. Gegen 25 höchstens hielten aus, und ein kleines unscheinbares Eselchen mit einem halbnackten, braunen, etwa 12—13jährigen Bürschchen trug den Preis davon; man sagte 10 Lstl. In ganz Kairo ist wohl an jenem Abend kein Mensch so

glücksberauscht und krösusstolz zu Bette gegangen (wenn er überhaupt ein Bett besaß) wie dieser kleine Sieger.

Den Schluß des ganzen Programms machte ein Läuferrennen, über das ich auch noch einige Worte sagen muß. Der Leser kennt bereits die im Orient, wenigstens in den größeren Städten, allgemein verbreitete Sitte, jedem Wagen einen Saïs, d. h. einen Läufer, vorauszuschicken, zunächst um in den engen Straßen (die noch dazu meistens ungepflastert sind, so daß man das Rollen des Wagens nicht hören kann) Platz zu machen, und sodann des äußeren Prunkes wegen, den der Orientale so sehr liebt. Der Saïs einer vornehmen Equipage ist eine brillante Erscheinung: das Unterkleid und die kurze, aber sehr weite Pluderhose sind weiß, darüber eine buntgestickte Jacke mit reicher Goldverzierung, und dazu langgeschlitzte, einige Meter weite Aermel aus einem dünnen, weißen Stoff, die im Laufen, weil sie hinten zusammengehalten sind, wie zwei große blähende Segel aussehen, auf dem Kopf ein rothes Fez mit langer blauer Trobbel und in der Hand einen langen zierlichen Stab; die braunen Beine und Füße natürlich nackt, was schon durch sein Amt bedingt ist .... so tanzt und läuft, so „weht er“, möchte man fast sagen, dem Wagen voran, schreit unaufhörlich guarda! guarda! und noch sonst allerlei Rufe, um dem Wagen Platz zu machen. Den Equipagen der Prinzen und Paschas laufen gewöhnlich zwei Saïs voraus, und die Vicekönigin-Mutter hat gar deren vier und einer prächtiger als der andere. Für diese

Läufer nun war also gleichfalls ein Wettrennen angesetzt, und auch hier war der Zudrang sehr groß. Es war wirklich ein hübscher und ächt orientalischer Anblick, diese schwarzen, braunen und gelben Burschen in ihrem kleidsamen Kostüm aufmarschirt zu sehen, und wie sie dann, als endlich das Signal ertönte, leichtfüßig davoneilten. Aus der Ferne hätte man sie mit ihren wehenden weißen Aermeln für eine große Straußenheerde halten können, und als sie sich ganz am entgegengesetzten Ende der Rennbahn befanden, sahen sie vollkommen aus wie Vögel, die über den Boden hinfliegen. Auch gewöhnliche Läufer in schlichten weißen oder blauen Hemden hatten sich angeschlossen, und ich hätte grade einem von ihnen gern den Preis gegönnt, aber diesmal sollte die Aristokratie siegen: der Saïs Cheriff-Pascha's, des neuen Justizministers, war gleich anfangs um einige hundert Schritte voraus und kam glänzend vor allen übrigen am Ziele an. Ein lufterschütterndes Jubelgeschrei empfing ihn, und auch dieser Glückliche war um 20 Lstl. reicher. Auf der Rückfahrt wurden wir von Staub und Hitze sehr belästigt, ganz wie bei uns daheim an großen Renntagen im Juli oder August. Wir waren daher froh, als wir uns an der table d'hôte des Hôtel du Nil mit den anderen Freunden wieder zusammenfanden, um die verschiedenen Erlebnisse des Tages noch einmal zu besprechen.

* * *

So viel Interessantes und Anziehendes nun die beiden ersten Tage auch gebracht, so war doch der große Ball beim Vicekönig in Gezireh am dritten und letzten Tage der eigentliche Glanzpunkt der Beiramfeste, und bildete zugleich den würdigen Schluß derselben. Diejenigen, welche bereits einem solchen Balle beigewohnt hatten, erzählten Wunderdinge davon, und mancher meiner Leser erinnert sich wohl, zur Zeit der Suezfestlichkeiten davon gelesen zu haben. Es war deßhalb sehr erkärlich, daß sich alle Fremden und überhaupt Alle, die dergleichen noch nicht mitgemacht, hinzudrängten und sich um eine Einladung bemühten. Eine solche war übrigens leicht zu erhalten, vorzüglich durch die verschiedenen Konsulate, die immer lange Namenslisten einsenden, welche stets mit der größten Liberalität berücksichtigt werden. „Par ordre du Khédive", heißt es dann auf der elegant gedruckten Karte, „le maître des cérémonies a l'honneur de prier (monsieur oder madame so und so) de vouloir bien assister au bal" u. s. w., ganz wie früher in Paris am kaiserlichen Hofe, nach welchem überhaupt der ganze Hofhalt des Vicekönigs so genau wie möglich copirt ist. Dann und wann läuft freilich noch mancherlei Orientalisches mit unter, das einem Pariser sehr befremdlich und komisch erscheinen würde, und wovon wir nachher noch einige Proben sehen werden, aber das läßt sich einmal nicht ändern und ist leichter zu kritisiren, als zu beseitigen. Auf der linken Ecke der Einladungskarte stehen alsdann

noch die ominösen Worte: „en frac et décorations“ — ominös insofern, als sie manchen Geladenen in Verlegenheit setzten. Was zunächst die Decorationen, d. h. die Orden betrifft, so sind dieselben immer nur eine relative Vorschrift, weil man doch nur von demjenigen, der wirklich welche besitzt, verlangen kann, sie umzuhängen und anzustecken. Es gibt freilich Manche, die, um alle an die Einladung geknüpften Bedingungen gewissenhaft zu erfüllen, die aber für ihre Verdienste noch nicht von irgend einer hohen Hand belohnt worden sind, sich ein Bändchen oder Kreuzchen eigenmächtig octroyren, doch dieser Waghälse sind nur wenige, und ich hoffe, es ist kein Deutscher darunter. Wer also keinen Orden hat, wobei er noch immer ein respektabler Mann sein kann, kommt ohne Orden, und damit gut.

Ein Anderes ist es jedoch mit dem Frack, der absolut vorgeschrieben und mithin nicht zu umgehen ist. Mancher Tourist aber hat seinen Frack als „unnützes Möbel“ zu Hause gelassen, zumal man fast überall im Orient, auch bei Respektsvisiten, mit dem schwarzen Oberrock ausreicht — nur die vicekoniglichen Bälle machen eine Ausnahme. Da war guter Rath theuer, und was noch schlimmer war, die Fracks selbst waren noch theurer, denn die Kleiderhändler der Muskih, die von der Noth in den Hôtels gehört hatten, benutzten sofort diese günstige Gelegenheit, ihre an sich schon hohen Preise noch höher zu schrauben: ein einigermaßen präsentabler schwarzer Frack kostete in jenen

Tagen 120 bis 150 Franken, und für die Miethe eines alten schlechten verlangte man 25. Auf den letzteren Ausweg mußte ein anständiger Mann sofort verzichten, und 6 bis 8 Louisd'or hat auch der reichere Reisende für ein paar kurze Abendstunden nicht so schnell fortzuwerfen, vorzüglich im Orient nicht, wo man ohnehin mehr nach Goldstücken als nach Thalern und Gulden rechnet, ganz abgesehen von den übrigen Unkosten, die der Ball, wie wir gleich sehen werden, noch außerdem mit sich brachte.

Es galt also für die Unbefrackten, sich das nothwendige Staatskleid anderweitig zu verschaffen, und zwar auf freundschaftlichem Wege, leihweise, oder durch sonstige Vermittlung. Da kamen nun die verschiedenartigsten Exemplare zum Vorschein, die lebhaft discutirt und anprobirt wurden. Dann rief man, sich des Göthe'schen Wortes erinnernd: „Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an", die Damen herbei, die entscheiden mußten, ob die also kostümirten Kavaliere sich zeigen durften, oder nicht; manche von ihnen fanden Gnade vor den kritischen Augen . . . „er sitzt Ihnen ja vortrefflich! man meint, er sei expreß für Sie gemacht!" — das waren die Glücklichen. Bei Anderen aber hieß es: „nein, das geht unmöglich, das ist ja ein Sack und kein Frack; um Himmelswillen, ziehen sie das Ding wieder aus, keine Dame würde mit Ihnen tanzen!" — das waren die Unglücklichen. Und doch kam durch mehrfaches Wechseln, wo der Dünnere den engeren und der Dickere

den weiteren Frack anzog, schließlich eine ganz reputirliche Gesellschaft zu Stande, über die vielleicht ein Pariser Modeschneider bedenklich die Achseln gezuckt haben würde, die aber den orientalischen Begriffen von europäischer Toilette genügend entsprach.

Nach den Fracks kamen die Wagen auf's Tapet, denn auch sie mußten ernsthaft berücksichtigt werden. Eine polizeiliche Fahrtaxe für Fiaker und sonstige Miethwagen gibt es nämlich in Kairo nicht, oder wenn es eine gibt, so wird sie nicht befolgt, was auf dasselbe herauskommt. Zu gewöhnlichen Zeiten kann man übrigens schon mit den Kutschern fertig werden, vorzüglich wenn man etwas arabisch versteht; aber bei besonderen Gelegenheiten, und dazu gehören in erster Reihe die großen Festtage, übersteigt ihre Unverschämtheit alle Gränzen. Das Schloß Gezireh, wo der Ball gegeben wurde, liegt noch dazu eine gute halbe Meile außerhalb der Stadt, und unter sechs, acht Louisd'or war kein Wagen zu haben. Also derselbe Preis wie für einen Frack, freilich mit dem Unterschiede, daß an dem Wagen vier und im Nothfalle fünf Personen participiren konnten, wo hingegen der Besitz des Fracks nur individuell war. Einer brachte gar, um dem theuren Wagen zu entgehen, einen Eselritt in Vorschlag, aber da regte sich doch unser europäisches Ehrgefühl, und er wurde lärmend überstimmt. Man denke sich eine Eselcavalcade von acht, neun Herren im eleganten Ballanzug, glanzbeschuht und den Klapphut unter dem Arm, von acht schreienden Esel-

buben gefolgt, um Sr. Hoheit dem Khedive aufzuwarten! Unmöglich durften wir uns so viel vergeben; es waren sogar zwei deutsche Barone unter uns, die freilich beide in geborgten Fracks erschienen . . . aber honny soit qui mal y pense. —

Aus diesen Präliminarien sieht der Leser, daß ein Hofball im Pharaonenlande mit allerlei großen und kleinen Umständen und Schwierigkeiten verbunden ist; aber welches Opfer brächte man nicht gern, um in einem Saale zu tanzen, aus dessen Fenstern man die Pyramiden und die Sphinx im Mondschein sehen, und an dessen Büffet man mit türkischen Paschas auf die Gesundheit des „deutschen Sultans“, wie man hier gewöhnlich den deutschen Kaiser nennt, anstoßen kann . . . ; Notabene in Champagner, dem einzigen Weine, den der Koran den Mohammedanern erlaubt.*)

Mit den Wagen hatten wir kluger Weise bis zum Abend gewartet und bekamen sie für den halben Preis . . . . „vereinigter Patriotismus“, sagt schon Börne, „kann Großes leisten.“

Nun machen wir uns aber auch auf den Weg und haben bereits die große Nilbrücke passirt, auf welcher die Kawassen hin und herreiten, um Ordnung zu

---

*) D. h. richtiger, den sich die weniger strenggläubigen Mohammedaner der höheren Klassen erlauben, weil sie ihn für Brauselimonade ausgeben, was sie nicht verhindert, sich manchmal darin einen ganz netten Zopf anzutrinken.

halten; denn da gegen viertausend Personen geladen sind, so sind mehr als ein halbes tausend Wagen in Bewegung — Gott mag wissen, wo sie alle herkommen — und man kann sich das Gedränge leicht vorstellen, zumal es nur diese eine Brücke über den Nil gibt. Auf der andern Seite des Ufers biegen wir sofort in eine der Alleen, die nach Gezireh führen. Schon hier ist die Erleuchtung erwähnenswerth. Auf kleinen Holzgerüsten stehen große Glaslaternen und darin messingene Petrollampen, aber so nett und sauber, daß man sie sehr gut im Zimmer verwenden könnte. Wenn man sie zählen wollte, so würden viele tausend solcher Laternen und Lampen herauskommen, aber das ist nur eine Kleinigkeit. Wenn der Khedive etwas thut, so ist es ächt orientalisch, d. h. grandios und immens. Unter den früheren Vicekönigen kannte man diese moderne Beleuchtungsart noch nicht, alsdann standen bei solchen Gelegenheiten unzählige Sklaven mit Fackeln unter den Bäumen, was jedenfalls noch origineller ausgesehen hat. Wir waren kaum eine Viertelstunde gefahren, als wir zur Linken einen dunkelrothen Feuerschein aufblitzen sahen, der sich alsbald in lange Lichterreihen verwandelte, die sich klar im Wasser wiederspiegelten, denn breite Kanäle durchziehen hier das ganze Land. Wir meinten schon, es sei Gezireh, aber unser Kutscher belehrte uns, es sei ein anderes Schloß, wo dem vicekönglichen Harem an demselben Abend ebenfalls eine Soirée gegeben wurde, damit die Damen, die sich bekanntlich nicht in Herren-

gesellschaft zeigen dürfen, doch nicht leer ausgingen. Diese Haremsfeste, die wir Männer natürlich nur nach den Erzählungen europäischer Damen kennen, die oft dazu eingeladen werden, sind äußerst originell und interessant, sind aber auch schon mehrfach in deutschen Blättern geschildert worden. Heute fahren wir schnell daran vorüber und lassen die Cirkassierinnen und sonstigen Odalisken mit ihrem Schwarm von schwarzen und braunen Sklavinnen sich allein amüsiren; der Gegenstand an sich ist überdies, wie Alles, was mit den orientalischen Harems zusammenhängt, nicht eben erbaulicher und erfreulicher Art und höchstens als Sittenstudie bemerkenswerth.

Stattliche Palmengruppen verkündeten die Nähe der viceköniglichen Gartenanlagen, und durch Sykomoren und Nilakazien und andere hohe und niedere Gebüsche leuchtete Lichter- und Flammenschein, der immer lebhafter wurde, je näher wir kamen. Glücklicherweise hatten wir uns ziemlich früh aufgemacht, so daß wir nicht in das eigentliche Wagengedränge hineinkamen; wir fuhren sogar, Dank unserem kecken Kutscher, der sich übrigens nachher auch wegen eines Extratrinkgeldes meldete, an zwanzig, dreißig und mehr Kaleschen vorüber, aus deren Fenstern fast überall lichtweiße Ballkleider hervorbauschten, und die nur langsam vorrückten, um sich am großen Perron des Eingangthores ihres zarten und kostbaren Inhaltes zu entledigen. Wir Herren machten es uns bequemer und stiegen schon am Gitterthor des Schloßgartens

ab und legten die Paar hundert Schritte zu Fuß zurück, von Lichtern und Lampen umstrahlt, denn dieser ganze Theil des Gartens war brillant erleuchtet. Die Wege und Alleen waren mit feurigen Guirlanden eingefaßt, in allen Bäumen, soweit man sehen konnte, hingen farbige Papierlaternen, in den Blumenbeeten blitzten unzählige Flammen und Flämmchen, und die Springbrunnen des großen Marmorbassins in der Mitte sandten einen sprühenden Funkenregen weit umher. Das Debüt ist prächtig! rief ich den Freunden zu, Harun-al-Raschid ist wieder auferstanden und mit ihm Tausend und eine Nacht. Hier war wirklich der bei den Orientschilderungen nur zu häufig gebrauchte Vergleich ganz an seinem Platze.

In dem mit breitblättrigen Bananen und zierlichen Fächerpalmen dekorirten Vestibül empfingen uns die Schloßbeamten wegen der vorgeschriebenen Kontrole, denn nur derjenige, welcher eine Einladungskarte vorzeigen konnte, durfte das Heiligthum betreten. Rothe Lakaien mit breiten Goldborten auf allen Nähten nahmen diensteifrig unsere Paletots in Empfang und händigten uns dafür eine kleine Marke ein, und wer von den Herren wollte, begab sich alsdann in ein anstoßendes Toilettezimmer, um vor den dortigen großen Spiegeln noch einen letzten prüfenden Blick auf seinen äußeren Menschen zu werfen. Wir konnten Gottlob alle (auch die geliehenen Fracks) diese Prüfung bestehen und begaben uns dann, unter Vorantritt eines diensthuenden Effendi's — was wir vermuthlich den vielen

Orden, mit denen Einige aus unserer Gesellschaft dekorirt waren, zu verdanken hatten — in die oberen Säle. Dem nil admirari getreu (um nicht für Kleinstädter zu passiren), betrachteten wir die Räume mit kühler Ruhe; sie enthielten übrigens bei aller Eleganz der Ausstattung auch nichts, was wir nicht schon in Europa in königlichen Schlössern schöner und prächtiger gesehen, und wer vollends, wie ich, die Tuilerien- und Stadthausbälle in Paris aus der Zeit des zweiten Kaiserreiches kannte, war gegen eine derartige Bewunderung hinlänglich gewappnet. Das Interessante und Amüsante des heutigen Balles lag ja auch zumeist nur in dem Umstande, daß er in Aegypten stattfand, und in verschiedenen anderen Details und Eigenthümlichkeiten, die wir weiter unten näher kennen lernen werden.

Da wir früh gekommen, so waren die Säle noch ziemlich leer, aber schon in der folgenden halben Stunde füllten sie sich sehr, und gegen 10 Uhr strömten die Geladenen in unaufhörlichen Zügen massenhaft herein. Die Damen (selbstverständlich nur europäische) wurden von den Effendis die Haupttreppe hinauf und in den Ballsaal geführt, wo sie ihre Herren wiederfanden — ein etwas absonderliches Ceremoniell, was aber nicht übel aussah. Wer sich also oben an der Haupttreppe aufhielt (und ich hatte nach einem kurzen Gang durch die Säle daselbst sofort Posto gefaßt), konnte alle Gäste an sich vorüberziehen lassen und bequem betrachten. Ueberdies ist jene Treppe wohl der schönste

Theil des ganzen Palastes und gereicht unserem deutschen Landsmanne Franz-Bey, dem Architekten des Vicekönigs und Mit-Erbauer von Gezireh, zur großen Ehre. Sie besteht ganz aus carrarischem Marmor, weiß wie frischgefallener Schnee, mit einem Geländer aus buntfarbiger Marmormosaik, und die prächtigen Bronze- und Kristallkandelaber, die von oben bis unten auf ihr vertheilt sind, geben ihr ein wahrhaft königliches Ansehen. Und nun die Toiletten, die von beiden Seiten über den dunkelrothen Teppich dieser Marmorstufen heraufzogen! Schleppkleider von Gold- und Silberbrokat, von Atlas und Sammt in blendenden Farben, fast alle Roben mit künstlichen oder natürlichen Blumen herausgeputzt, und Brillanten im Haar, auf Hals, Busen und Armen, darunter Diademe wie Königskronen, ein Flimmern und Schimmern wie Regenbogenglanz. Doch wir haben noch den ganzen Abend vor uns, um die Damen und ihre Herrlichkeiten zu mustern und zu bewundern; die Säle haben sich mittlerweile dergestalt gefüllt, daß wir unsern Observationsposten verlassen müssen, wenn wir von dem eigentlichen Balle etwas sehen wollen. Im größten Saale links hält sich der Vicekönig auf, er ist von den Prinzen seines Hauses, von Ministern und Paschas umgeben, und die verschiedenen Generalkonsuln, die hier das Vorrecht des freien Zutritts haben, wie an anderen Höfen die Botschafter und Gesandten, stellen Sr. Hoheit verschiedene Fremde von Distinction vor. In diesem Saal vergessen wir übrigens das obener-

wähnte nil admirari, denn hier ist wirklich die orientalische Pracht im vollsten Maaße entfaltet, obwohl wiederum Europa und vor allem Paris das meiste Material dazu geliefert haben. Die goldgelben schweren Seidenstoffe, welche die Wände bedecken, sind in Lyon nach eigens dazu angefertigten Zeichnungen gewebt worden, desgleichen die Portièren und Vorhänge, und die Gobelins der Divans, Sessel und Tabourets geben denen der kaiserlichen Schlösser in Frankreich nichts nach. Die Decke mit ihren goldenen Gesimsen und Füllungen, die Spiegel, der gewaltige Kronleuchter und die wenigstens zehn Fuß hohen goldenen Kandelaber sind sämmtlich im maurischen Styl, und der blitzende Fußboden ist kostbare Holzmosaik. In diesem Saal sieht man auch einen der drei berühmten Kamine des Schlosses, deren jeder viertausend Pfund Sterling gekostet hat! Bloßer Luxus, denn man heizt ja niemals in Aegypten. Gegen halb elf wird es auf einmal im oberen Vorsaal, wo fast fünfhundert Gäste versammelt sind, lebendig, Alles eilt und drängt der Treppe zu, und die Ceremonienmeister können den Weg zum viceköniglichen Saale nur mit Mühe freihalten: unten am Perron ist ein Staatswagen vorgefahren, von der reitenden Garde umgeben — es ist der Prinz Arthur von England, der vor wenigen Tagen in Kairo angekommen und natürlich auch zum Ball geladen ist. Der Vicekönig mit seiner Umgebung geht dem hohen Gast bis zur Treppe entgegen und begrüßt ihn mit einem sehr cordialen Händedruck . . . . England

steht, trotz des französischen Einflusses, doch immer obenan in der aegyptischen Politik, schon aus finanziellen und sonst noch allerlei Gründen, die wir hier unberührt lassen. Jetzt ist der günstigste Moment (denn die hohen Herrschaften verweilen einige Zeit im Vorsaal), uns den Khedive näher zu betrachten. Es ist ein auffallend kleiner und dabei ziemlich corpulenter Mann in den besten Jahren (ein Vierziger), lebhaft in seinen Bewegungen und von freundlichem Wesen, das nichts Gemachtes hat; jedenfalls eine nicht unsympathische Erscheinung. Er trägt, im Gegensatz zu seiner goldgestickten und besternten Umgebung, die einfache schwarze Stambuline und den rothen Tarbusch ohne irgend ein Abzeichen; ich stand ihm so nahe, daß ich an seiner rechten Hand einen kostbaren Brillanten blitzen sah, so groß und wasserhell, wie ich mich nie erinnere, jemals in meinem Leben einen gesehen zu haben. Doch der Orient und speziell Kairo ist das eigentliche Vaterland der Diamanten, insofern wenigstens, als sie dort am meisten getragen und am besten bezahlt werden. Der Prinz Arthur ist dagegen ein langer, ziemlich schmächtiger, noch junger Mann, blond und mit einem Gesicht von entschieden englischem Ausdruck; er trug einen schwarzen Frack (hoffentlich sein eigner, raunte mir ein Landsmann zu, der einen von den ominösen geliehenen anhatte), untadelhafte Wäsche, wie jeder Engländer von Stande, und über der Weste das breite blaue Band des Hosenbandordens und den dazu gehörenden großen brillantenen Stern. In seinem Ge-

folge befanden sich mehrere Marineoffiziere in Uniform, die durch ihre stramme Haltung und ihr festes Auftreten einen sehr guten Eindruck machten . . . . ächte Söhne des meerbeherrschenden Albions.

Nun begann auch im Tanzsaal das Orchester mit einem God save the Queen, eine Aufmerksamkeit des Khedive für seinen Gast, und im großen Empfangsaal ordneten sich die Paare zu der ersten Quadrille. Mittlerweile war auch der Erbprinz von Mecklenburg-Schwerin angekommen und mit demselben Ceremoniell empfangen worden, und ich hätte eigentlich, als guter deutscher Patriot, diese Hoheit vor der englischen nennen müssen; auch einen Prinzen Reuß zeigte man uns, aber bei meinem schlechten Gedächtniß für große Zahlen kann ich nicht sagen, der wievielte.

Prinz Arthur eröffnete den Zug und führte eine in Goldbrokat gehüllte und mit Brillanten bedeckte Dame — es war die schöne Frau eines bekannten französischen Bey's, der (oder die?) bei dem Vicekönig in hohen Gnaden steht — und die übrigen Fürstlichkeiten folgten, aber meine Leserinnen werden mir gewiß die Beschreibung der einzelnen Damentoiletten erlassen, ich würde sonst vor morgen früh nicht damit fertig. In dem verhältnißmäßig nur kleinen Ballsaal herrschte ein erstickendes Gedränge, so daß die Doppelquadrille sich kaum placiren konnte; auch die Söhne des Vicekönigs nahmen daran Theil, unter ihnen der Prinz Hassan, der damals noch in Berlin bei einem Garderegimente stand und nur auf Urlaub zum Beiram-

nach Aegypten gekommen war. Der Vicekönig selbst blieb in seinem Empfangsaal zurück, wo die Cour noch fortgesetzt wurde, denn stets neue Gäste zogen zu Hunderten die große Treppe herauf. War es doch schon eine bedeutende Concession, daß seine Söhne mit europäischen Damen tanzten — nach dem Koran sogar eine schwere Versündigung — und so sehr darf er selbst sich doch nicht über die Gebote seiner Religion hinwegsetzen, um in eigener Person nach einer Offenbach'schen Melodie zu walzen.

Die Hitze im Ballsaal war übrigens entsetzlich, zumal für Unsereinen, der dem Tanzen längst Valet gesagt hat; wir begaben uns daher durch eine lange, mit schönen Tropenpflanzen decorirte und sanft erleuchtete Galerie in den anderen Flügel des Schlosses, wo mehr nationales, d. h. aegyptisches Leben herrschte. Schon am Ende der Galerie empfängt uns der Duft des Tabaks und des Kaffees, und wir gelangen nur mit Mühe in den großen Kaffeesaal hinein. Der Mokka ist köstlich und fließt in Strömen, obwohl auch hier nach Landessitte in kleinen zierlichen Näpfchen servirt. Cigarren und Cigaretten stehen in großen und kleinen Kisten umher, und im Nebenzimmer hat sogar der Tschibuk sein Recht behauptet. Dort sitzen auch Türken und Araber in Nationaltracht, mit buntem Turban und Kaftanen von gelber, blauer oder grüner Seide; es sind vornehme Regierungsbeamte, die auch in ihrem Kostüm noch der guten alten Zeit angehören. Auch Scheichs und Ulemas

sind darunter, an ihren goldbebänderten Turbanen und den dunkleren, obwohl sehr kostbaren Gewändern kenntlich; sie halten sich fern von dem gottlosen christlichen Tanz und tauschen vielleicht wehmüthig (aber leise) ihre Gedanken aus über den immer größeren Verfall Aegyptens; oder sie erzählen sich auch kleine Haremsgeschichten und wie sie kürzlich ein Paar neue Sklavinnen billig und unter der Hand gekauft und der Regierung eine Nase gedreht haben, die ja officiell den Sklavenhandel verbietet, aber dabei immer fünf grade sein läßt. Leider haben wir keine Zeit, ihnen noch länger zuzuhören; wir würden sonst gewiß noch allerlei pikante Beiträge für unsere Sittenstudien erhalten.

Dem Kaffeesaal gegenüber liegen die Spielzimmer, und so stark das Gedränge an den Eingangsthüren auch ist, wollen wir doch einen flüchtigen Blick hineinwerfen; nur müssen sich unsere Augen erst etwas an die Atmosphäre gewöhnen, denn der Tabaksrauch ist hier zu einem dicken Qualm geworden .... ein deutscher Arzt erklärte mir später, daß rauchende Spieler, je leidenschaftlicher sie spielten, desto toller pafften — darnach mußten diese hier alle wie vom Dämon besessen sein. An einigen Tischen saßen die Herren fast aufeinander, und ohne Unterschied des Ranges: Effendis, Beys, Paschas, hohe und niedere Offiziere, aber auch viele Griechen, Italiener und Franzosen, und diese drei Sprachen schwirrten außer dem Türkischen und Arabischen unaufhörlich hin und her. Es wurde meist Ecarté gespielt, hoch pointirt und noch

höher gewettet. Gold lag in großen Haufen auf allen Tischen. In einem anderen Zimmer spielte der Finanzminister mit einigen reichen Griechen aus Alexandria, und sollte schon über tausend Pfund verloren haben. Nun, ein Finanzminister kann schon etwas riskiren, vollends ein aegyptischer, und es ist auch nicht alle Abend Soirée und Ball beim Khedive.

Wir verließen aber die Spielzimmer bald und gingen in die Blumengalerie zurück, wo wir uns von einem der vielen hochrothen und goldbordirten Lakaien, die unaufhörlich auf großen silbernen Schüsseln Erfrischungen umherboten, einige Gläser Fruchteis und Limonade geben ließen; einer von diesen Lakaien hatte ein so entschieden gutes und ehrliches deutsches Gesicht, daß ich ihn herzhaft darauf anredete, und richtig, er antwortete mir in wohlklingendem schwäbischen Dialekt — ja, ja, wohlklingend, denn hier im fernen Aegypten, unter diesen Arabern, deren Kauderwelsch Einen fast zur Verzweiflung bringen kann, ist ja das deutsche Wort Musik. Aber noch eine andere Mittheilung machte uns der rothgoldene Landsmann; er sagte uns nämlich, das Büffet unten sei soeben geöffnet worden, und wir thäten gut, nicht zu lange zu warten, um nicht in das große Gedränge zu kommen. Wir dankten für diese Weisung und gingen hinunter.

Der Büffetsaal bot wirklich einen prächtigen Anblick, d. h. einen appetitlich-prächtigen, und selbst auf die Gefahr hin, sehr materiell zu erscheinen, muß ich durchaus ein paar Worte darüber sagen. Breite

Tische zogen sich an den Wänden entlang und waren außerdem noch mit kleinen amphitheatralischen Gerüsten versehen, auf denen die Speisen und Getränke aufgestellt waren. Und was für Speisen und was für Getränke! Wenn ein Poet das Schlaraffenland schildern wollte, so hätte er nur dies Riesenbüffet zu kopiren brauchen. Mohammed ist ein großer Prophet, und der Khedive ist ein großer, nobler Herr, der Tausend! das muß man ihm lassen! und ich halte es lieber mit dem Khedive als mit dem Propheten. In langen, unendlichen Reihen standen dort Gänseleberpasteten, groß wie Hutschachteln, gebratenes Geflügel, vom Fasan herab bis zum bescheidenen Hühnchen, köstliche Fische (mir schienen es Lachse zu sein) in Gelée oder Majonnaise; auf anderen Schüsseln Kalbsbraten und Filets, dann wieder gekochte Schinken und geräucherte Zungen, und all dies in Dutzenden von Exemplaren. Dazu eingemachte Spargel und verschiedene Arten von Salaten . . . doch ich würde nie fertig, wollte ich Alles besonders herzählen. Und nun die Weine! Château d'Yquem und Chambertin, Château Larose und Lafitte, und Moët und Cliquot, und immer in ganzen Batterien. Dazu das schimmernde Gedeck, das kostbare Silberzeug, die blendende, kerzenstrahlende Erleuchtung, die Tafelaufsätze von Krystall und Bronze . . . . fürwahr! ich muß es noch einmal sagen: der Khedive ist ein großer, nobler Herr! — Mein Aachener Freund (auch einer von den bewußten Fracks und leider mit sehr kurzen Aermeln)

kam ganz verklärt von der andern Seite des Saales und zwar mit einem vollen Schoppen: das Bier ist köstlich, rief er, wer hätte das gedacht! Vorn auf den Tischen standen der Länge nach die sauberen Couverts mit einem Brötchen darauf, Stühle gab es nicht, so daß man sich nicht hinsetzen konnte, und das war gut, denn, meiner Treu! man wäre am Ende gar nicht wieder aufgestanden. Viel Wahl macht Qual; ich ließ mir ein Stückchen Pastete geben und ein Glas Château d'Yquem; ich hätte übrigens die ganze Pastete essen und die ganze Flasche trinken können, so wäre es dasselbe gewesen, denn für jede leere Schüssel oder Flasche war sofort eine neue da. Die hinteren Räume des Büffetsaales, wo die Küchen und Speisekammern liegen, schienen unerschöpflich zu sein. Und dabei habe ich noch — wer kann an Alles denken und Alles sehen — eine Seitentafel ganz vergessen: dort waren die Kuchen und Torten, die Früchte und das Zuckerwerk und, Gott weiß, was sonst noch für Süßigkeiten aufgestellt . . . . aufgebaut und aufgehäuft wäre richtiger; und wie es im Taucher heißt:

„Es will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären,"

so wurde auch hier das Verspeiste beständig durch neue und, wie es schien, immer köstlichere Schüsseln ersetzt.

Doch genug! Schon an der bloßen Schilderung könnte man sich fast den Magen verderben, was übrigens gar Vielen auch in Wirklichkeit passirt sein mag, denn was in jenem Saale Einzelne von den

hundert und tausend Gästen aßen, tranken und „vertilgten", gränzte wirklich an's Fabelhafte. Der Leser muß dabei bedenken, daß zu einem solchen Balle, den der Vicekönig nur einmal im Jahr gibt, so ziemlich alle Welt eingeladen wird, und mancher kleine Effendi, Beamte oder Leutnant, der mit einem Monatsgehalt von 3 bis 4 Lstl. auf die einfachste Kost (Bohnen, Maisbrod und, wenn es hoch kommt, etwas Hammelfleisch) angewiesen ist, hält sich an jenem Abend schadlos. Aber auch die höheren Staatsdiener und die Beys und Paschas ließen es sich gut schmecken, und die 30, 40 eleganten Aufwärter, die hinter den Tafeln vertheilt waren, hatten gewaltig zu thun, um allen Anforderungen gerecht zu werden. Meine deutschen Freunde hatten sich sämmtlich in die Nähe der Bierfässer postirt, und der Aachener schwor, dies solle sein letzter Schoppen sein, aber den lasse er sich nicht nehmen.

So begab ich mich denn allein wieder hinauf; rauschende Musik tönte vom Ballsaale her, und die Paare, so gut es die langen Schleppen der Damen gestatteten, wirbelten im buntesten Tanz. Das Fest schien jetzt auf seinen Höhepunkt gelangt zu sein: ein Flimmern und Blitzen von goldgestickten Uniformen und Ordenssternen, ein Funkeln und Leuchten von Brillanten und farbigen Edelsteinen, wohin man sah; ein Wogen und Drängen hin und her, ein Verneigen und Grüßen im Vorübergehen, und die Kerzenfluth der Kronleuchter darüber .... es war wirklich ein

prächtiges Schauspiel, und schöner und herrlicher hätte es Scheheresade nicht erfinden können.

Ich trat auf den großen Balkon des Vorsaales und sah auf den erleuchteten Garten und Park hinab; auch dort glühte und leuchtete Alles von Flammen, Laternen und Lichtern, und fern am westlichen Horizont stand die silberne Mondsichel über den Pyramiden, von denen ich die zwei größten deutlich erkennen konnte. Wohl nur Wenige von den tausend Gästen hatten an diesen Anblick gedacht, denn der Balkon war so gut wie leer, mir aber war dieser Anblick gewissermaßen die Weihe des ganzen Abends. Wenn die Pharaonen in ihren Felsengräbern aus ihrem vier- und sechstausendjährigen Schlafe erwachten und unter uns träten — was würden die sagen!

Gegen ein Uhr nach Mitternacht ging es zur Tafel, denn das Büffet war nur für einen „Imbiß", und der Khedive thut, als ächter Grand seigneur, nichts halb. Die Tafel ist in den unteren Räumen, in vier Sälen, jede zu ungefähr 500 Couverts servirt, so daß gegen 2000 Personen auf einmal speisen können. Eine Stunde später wird noch einmal für ebensoviel Personen gedeckt, so daß Niemand zu kurz kommt. Außerdem hat der Vicekönig noch einen besonderen Speisesaal zu etwa hundert Couverts, aber nur für die Minister und Paschas und für die vornehmsten europäischen Damen bestimmt.

An der Tafel fand ich auch die Freunde wieder; sie behaupteten, das Bier habe ihnen Hunger gemacht,

und sie ließen es sich wohl schmecken. Ich zog, so unbemerkt wie möglich, mein kleines Notizbuch heraus und schrieb, im Hinblick auf die vorliegende Arbeit, verschiedene Details hinein; ein paar schöne Griechinnen vis-à-vis, mit kostbaren Brillantsternen im schwarzen Haar, lächelten verschämt auf die Galantine herab, die auf ihrem Teller lag: sie meinten offenbar, ich wolle sie portraitiren, was ich, ehrlich gestanden, gern gethan hätte, wenn ich ein Maler gewesen. Von der Tafel selbst rede ich jetzt nicht mehr; sie war eine frische, glänzende Auflage des obengeschilderten Büffets. Auch Rheinwein wurde servirt, in schönen lichtgrünen Krystallgläsern, ganz wie bei uns daheim; wir stießen lustig an und ließen leben, was uns gerade in den Sinn kam.

Als wir nach einer Stunde aufbrachen, klang schon wieder von oben die Musik herab, denn ein viceköniglicher Ball dauert bis an den hellen Morgen; mich aber trieb es nach Hause — man kann des Guten auch zu viel thun, selbst im Orient, dem Lande der Märchen und Wunder. Drei meiner Gefährten waren derselben Ansicht, die vier anderen wollten noch bleiben, und wir mußten sie ihrem Schicksal überlassen. Ich stehe nicht dafür, daß der Aachener, der unter den letzteren war, nicht noch einen „Abschiedsschoppen" am Büffet getrunken; er antwortete wenigstens ausweichend, als wir uns am nächsten Tage wieder zusammenfanden; aber wir alle gestanden, daß wir uns köstlich und unvergeßlich amüsirt hatten.

IV.

Der Palmengarten des Hôtel du Nil.

Das Hôtel du Nil ist unstreitig der originellste und interessanteste Gasthof von ganz Kairo. Shepperd's Hôtel und das sogenannte New Hôtel, die stets als die ersten bezeichnet werden, sind vielleicht vornehmer, obwohl dies weniger in Bezug auf ihre Gesellschaft, als auf ihre Preise zu verstehen ist, und werden von vielen Fremden schon ihrer Lage wegen, am Esbekih-Platze, inmitten des neuen Frankenviertels, vorgezogen; aber beide sind doch nur gewöhnliche Gasthöfe ersten Ranges, natürlich für Aegypten, wo man überdies noch alle Ansprüche in dieser Hinsicht, im Vergleich zu Europa, sehr herabstimmen muß. Beim Hôtel du Nil hat man dies indeß nicht nöthig, denn es ist an sich schon so eigenthümlicher und zugleich so anziehender Art, daß man es eben nimmt, wie es sich uns darbietet und gar nicht daran denkt, jenen Vergleich zu machen.

Schon die Lage des Hôtels trägt sehr dazu bei, es in den Augen aller Derjenigen, die gern etwas Besonderes von ihrem Aufenthalt in Kairo wünschen (und ich gestehe offen, daß ich mich von Anfang an zu denselben rechnete) interessanter und bedeutender zu machen als die anderen, denn es liegt so recht inmitten der Hauptstraße von Kairo, der berühmten Muskih,

wo sich vom Morgen bis zum Abend das bunteste, seltsamste und nie genug zu betrachtende orientalische Leben und Treiben entfaltet, wie man es in dieser Ausdehnung und Mannigfaltigkeit weder in Konstantinopel noch in sonst einer andern Stadt des Orients antrifft. Und doch liegt es auch wieder nicht in diesem Leben und Treiben, denn eine schmale, ziemlich lange Straße trennt es davon, so daß man es mit einer Oase in der Wüste vergleichen könnte, aber einer Wüste des tollsten, ausgelassensten Faschings, gegen den alle europäischen Maskeraden nur schwach und farblos erscheinen.

Man lasse sich daher ja nicht, wie auch schon Busch in seinem Reisehandbuch bemerkt, durch die nicht eben aristokratische Gasse abschrecken: diese Gasse gehört gewissermaßen gerade dazu, um den Kontrast desto hübscher und überraschender zu machen; denn kaum hat man sie durchschritten, so liegt ein großer, heiterer und eleganter Garten vor uns — ein Palmengarten, und in diesen erlaube ich mir die freundlichen Leser und Leserinnen einzuführen.

Die zahlreichen Gäste des Hôtels sitzen noch an der Frühstückstafel, die um zwölf Uhr Mittags servirt wird, wir haben also Zeit, uns die Oertlichkeit ein wenig näher anzusehen. Ich bedaure dabei nur, daß ich nicht einer der alten aegyptischen Zauberer bin (sie sind leider längst ausgestorben, wenn sie überhaupt jemals existirt haben), sonst würde ich den Garten selbst hier auf's Papier zaubern. Was für Augen

würde man machen vor Staunen und Bewunderung, vollends um die Mitte des Februars, wo ich dies schreibe, und wo sie bei uns daheim in den beschneiten Häusern am warmen Ofen sitzen oder Schlitten fahren und Schlittschuhe laufen. Versuchen wir daher eine kurze Beschreibung.

Der Garten bildet ein großes, längliches Viereck, das ringsum von den Gebäulichkeiten des Hôtels eingeschlossen ist, meist zweistöckige lange Zimmerreihen, mit offenen, balkonartigen, aber bedeckten Galerien nach Schweizerart, Alles leicht, luftig und geschmackvoll und ganz dem südlichen Klima entsprechend. Eine elegante, grünberankte Doppeltreppe führt in das obere Stockwerk. In der Mitte des Gartens erhebt sich ein stattlicher Kiosk mit Divanen, einem Piano, das leider oft verstimmt ist (die Klavierstimmer sind selten in Kairo und lassen sich jedesmal einen Louisd'or und mehr für ihre kleine Arbeit bezahlen) und dem unvermeidlichen Zeitungstisch, den ich indeß, ehrlich gestanden, nur selten frequentire. Es ist erstaunlich, wie gleichgiltig man hier, wenigstens bei längerem Aufenthalt, gegen alle politischen Nachrichten aus Europa wird. Der Telegraph meldet uns in spätestens vierundzwanzig Stunden die wichtigsten Ereignisse, die man natürlich begierig „verschlingt", aber die Leitartikel, die Raisonnements und übrigen Einzelheiten verlieren durch die wochenlange Zeit, die sie gebrauchen, um zu uns zu gelangen, fast alles Interesse.

Und dann — wer hätte wohl Lust, sich zum

Zeitungslesen hinzusetzen, wenn man sich in einem Garten befindet, der eine Fülle von Bäumen und Gewächsen enthält, die unter der aegyptischen Sonne grünen und blühen, wie bei uns die exotischen Pflanzen in den Treibhäusern, aber bei weitem schöner, üppiger und freier, denn statt des Glasdaches wölbt sich der blaue Himmel darüber, so klar und durchsichtig, so lichtgetränkt, daß er selbst den berühmten italienischen an Pracht und Reinheit übertrifft.

Zunächst sind es die Dattelpalmen mit ihren hohen, gefiederten Kronen, die dem Garten sofort sein afrikanisches Ansehen geben; die Palme ist das eigentliche Kind des Südens und die Dattelpalme ist für Aegypten die Brodfrucht des Landes. Ferner die immergrüne, Schatten spendende Nilakazie, die fast der deutschen Eiche an Kraft und Blätterfülle gleichkommt, weiterhin der Pfefferbaum aus Malta, der mit seinen herabhängenden, wehenden Zweigen unsern Trauerweiden sehr ähnlich sieht, alsdann der Oelbaum mit spitzen, meergrünen Blättern, die in der Sonne silbern glänzen, endlich noch eine andere Akazienart, die augenblicklich blätterlos, aber dafür mit einer Menge lichtgelber, duftender Blüthen bedeckt ist. So viel über die Bäume, deren Stamm meistens von Eispflanzen umwuchert ist, die Alles dicht überspinnen und in Aegypten den Rasen vertreten, der hier nicht gedeiht. Die Beete sind von geschorenen Hecken umgeben, die gerade jetzt in frischem Grün prangen und als Rankengewächs überall kleine Thore und Bogen bilden, und in den Beeten selbst

finden wir noch eine Menge der schönsten afrikanischen Pflanzen und Gebüsche aller Art. Unter diesen in erster Reihe prächtige Agaven und Aloen, sogar einige Kaffee- und Baumwollenstauden, ferner rothblühende Geranien, Stockrosen und Oleander und verschiedene, mir unbekannte Gesträuche mit violetten und brandgelben Blumen, dazwischen zartgefiederte Mimosen, dann die sogenannte Wüstenfeige mit ihren seltsam gebildeten fleischigen Blättern, und verschiedene Cactusarten von auffallender Form und Größe. Die Monatrose, die aber hier zu einer kleinen Centifolie wird, blüht beinahe verschämt unter diesen fremden, stolzen Genossen; doch mir ist sie schon deswegen lieb, weil sie mich an meine deutsche Heimat erinnert.

Mittlerweile ist das Frühstück beendet; Herren und Damen füllen den Garten und placiren sich nach Belieben: die Einen in den schattigen Lauben, die Anderen auf zeltüberspannten Bänken, wieder Andere, und zwar vornehmlich die Brustleidenden, die Heilung suchen in dem milden Klima Kairo's, auf Schaukelstühlen mitten im heißen Sonnenschein. Der Kaffee wird servirt, natürlich auf arabische Weise, in kleinen henkellosen Täßchen, stark und schwarz, ein echter duftender Mokkatrank. Cigarren und Cigaretten werden angezündet, jene theuer und schlecht, diese, wenn man sie selbst und aus türkischem Tabak macht, ausgezeichnet, und hier und da wagt sich auch ein Herr mit einem Tschibuk hervor, jener ächt-türkischen Pfeife mit buntbesponnenem, ellenlangem Jasminrohr, kostbarem Bern-

steinmundstück und dem traditionellen Kopf „von rothem Thon, mit goldnen Reifchen“ . . . . der Genuß einer solchen Pfeife ist köstlich und der feinsten Havannah vorzuziehen, nur das Anzünden ist wegen der außerordentlichen Länge sehr schwierig, und ein gefälliger Freund muß dabei helfen; aber man kommt sich alsdann, vollends wenn man das rothe Fez, den Tarbusch, aufgesetzt hat, wie ein Pascha vor, nur daß man noch nicht versteht, mit unterschlagenen Beinen dazusitzen, was streng genommen auch noch dazu gehört.

Diese Stunde, nach dem zweiten Frühstück, wo sich alle Gäste des Hôtels im Palmengarten zusammenfinden, ist für eine Menge von Geschäftsleuten, Händlern und Spekulanten Kairo's die Zeit eines täglichen Rendez-vous, und der Garten füllt sich nach und nach mit allerlei Leuten der verschiedensten Art, sowohl in Bezug auf Stand, Gewerbe, wie Kostüm. Zuerst sind es Dragomane, d. h. die eigentlichen Fremdenführer, die sich einstellen, um für den folgenden Tag mit der einen oder andern Gesellschaft einen Ausflug nach den Pyramiden, nach Heliopolis, nach der Insel Rhoda, wo sich der uralte Nilmesser aus der Pharaonenzeit befindet, oder sonst irgend wohin, zu verabreden. Sie tragen fast sämmtlich das sehr kleidsame türkische Kostüm: die faltenreiche, überweite Pluderhose, die reich gestickte, engbeknöpfte Weste und darüber die kurze, dolmanartige Jacke mit geschlitzten Aermeln, der ganze Anzug meist von dunklem, glänzendem

Stoffe und dazu einen buntfarbigen Turban. Sie sprechen immer mehrere Sprachen, vorzüglich englisch und französisch, seltener deutsch, das sie erst in den letzten Jahren zu lernen angefangen haben, wie überhaupt erst seit 1870 das deutsche Element in Aegypten zu größerer Geltung und Achtung gekommen ist. Auch das hängt mit den gewaltigen Kriegserfolgen zusammen, und der Generalkonsul des deutschen Reiches ist jetzt entschieden unter den Vertretern der fremden Mächte die Hauptfigur am Hofe des Khedive. Frankreich und der französische Einfluß, die ehedem Alles galten, sind zur Zeit sehr in den Hintergrund gedrängt und es fragt sich, ob sie jemals diese frühere Geltung wieder erlangen werden. Doch das nur nebenbei; von den hiesigen politischen und socialen Verhältnissen reden wir ein andermal.

Ein alter Armenier, der recht gut französisch spricht, bietet uns Ringe und sonstige Schmucksachen zum Verkauf an; seine Hauptwaare besteht in Türkisen, dem traditionellen Edelsteine des Orients, aber Vorsicht ist nöthig, denn die schlechten sogenannten aegyptischen, d. h. die in Arabien und Syrien gefundenen verlieren bald ihre schöne blaue Farbe und werden schmutzig grün, wo hingegen die persischen ihr intensives Himmelblau behalten. Der gute Mann rechnet indeß nur nach Pfund Sterling oder Napoleons, und zeigt uns einige wirklich prächtige Steine, die aber dann auch sechszehn bis zwanzig Guineen und mehr kosten. Er erbietet sich übrigens, uns einen

Ring vierzehn Tage und länger zur Probe zu lassen, den wir erst später zu bezahlen brauchen, wenn wir uns von seiner Aechtheit überzeugt haben. Aber wir lassen uns trotzdem nicht darauf ein.

Ein Anderer, der seiner Tracht nach ein Grieche zu sein scheint, preist uns in ziemlich geläufigem Englisch seine orientalischen Schmucksachen an, goldene Ketten, an denen sich kleine goldene Halbmonde, Schilder und Platten befinden und mit denen die feineren arabischen Frauen Stirn, Busen und Arme behängen; die Sachen sind leicht und zierlich gearbeitet, wie Filigran, und passen vortrefflich zu der dunkelbraunen Hautfarbe der Aegypterinnen; aber auch hier müssen wir uns in Acht nehmen, und wenn wir nicht zu handeln verstehen, laufen wir Gefahr, das Doppelte und Dreifache zu bezahlen. Der Grieche wird auch schon von einem Albanesen verdrängt, der seine Waffen auskramt: Yatagans, Dolche in prächtig ciselirten Scheiden, Pistolen mit kunstvoll eingelegten Schäften und ähnliche Dinge, hier heißt es indeß noch mehr als anderswo: Augen für Geld, denn mit allen diesen Waffen wird großer Schwindel getrieben und die meisten dieser „ächten Damascener" sind ehrliches deutsches Fabrikat aus Solingen, oder belgisches aus Lüttich.

Die Damen umstehen mittlerweile einen türkischen Kaufmann aus Smyrna oder Konstantinopel, der auf einer Bank seine gestickten Teppiche und Decken ausgelegt hat. Das ist eine Farbenpracht und zugleich

eine Kunstfertigkeit in der Arbeit, wovon wir in Europa kaum eine Vorstellung haben; goldene Blumen mit blauer Einfassung auf rothem Grunde, oder auch silberne auf Grün; dann wieder ganz schwarze Teppiche mit goldgestickten Koransprüchen, und immer einer schöner, aber auch theurer als der andere. Das Auge ist wirklich geblendet und die Wahl wird schwer, vorausgesetzt, daß man überhaupt einen kaufen und einige hundert Franken daran wagen will, denn unter diesem Preise ist kaum einer zu haben. Unwillkürlich denke ich bei diesen Herrlichkeiten an ein trauliches Zimmer in Köln, wo ich im Kreise guter Freunde so manche heitere Stunden verlebte — wie gern schickte ich der liebenswürdigen Hausfrau einen solchen Teppich, natürlich den kostbarsten und schönsten, für ihren Theetisch hinüber; er würde meiner Treu das ganze Gemach mit golddurchblitzten Regenbogenfarben füllen. Vor der Hand muß es bei dem frommen Wunsche bleiben, aber was nicht ist, kann werden.

Andere Händler erscheinen mit Fliegenwedeln und Nilpferdpeitschen, die ersteren zierlich aus Palmenfasern gefertigt mit hübschem Handgriff und unentbehrlich in den heißen Monaten zur Verscheuchung der lästigen Insekten; die anderen als praktische Reitgerten sehr zu empfehlen, denn sie sind unverwüstlich wie biegsamer Stahl. Diese Peitschen werden wohl so ziemlich Alles sein, was wir von den Nilpferden Aegyptens zu sehen bekommen, denn das Hippopota=

mus hat sich längst hinter die Katarakten zurückgezogen und wird auch dort immer seltener.

Wichtiger aber als diese Leute, sind die eigentlichen Antiquitätenhändler, die uns eine Menge der seltsamsten Dinge anbieten, von denen die meisten aus den aegyptischen Mumiengräbern stammen, oder doch stammen sollen: Scarabäen, kleine und große Götterfiguren von Bronce, Stein oder gebranntem Thon, in hunderten, ja in tausenden von Exemplaren und dergleichen mehr. Man kauft natürlich gern die eine oder die andere Kleinigkeit um einige Piaster, obwohl die Händler, meist Beduinen, die sämmtlich etwas englisch, französisch und deutsch radebrechen, anfangs sehr viel dafür verlangen. Bei einem bedeutenderen Ankauf hat man sich indeß sehr in Acht zu nehmen, denn die Wüstensöhne sind durchtriebene, verschmitzte Gesellen, die Alles für antik und ächt ausgeben und dazu bei Allah und dem Propheten oder auch bei ihrem Barte schwören. In diesem Falle thut man gut, einen Sachverständigen um Rath zu bitten, denn es ist eine längst bekannte Thatsache, daß in Oberägypten (man sagt, auch in England, und zwar in Birmingham) jene Gegenstände in förmlich dazu eingerichteten Etablissements fabricirt und heimlich in den Handel gebracht werden. Auch mit antiken Münzen wird ein ähnlicher Schwindel getrieben, und man kann dem Neuling nicht genug empfehlen, sorgfältig auf seiner Hut zu sein.

Plötzlich entsteht ein Rufen und Lärmen am Ein=

gange des Gartens und Alles drängt sich dorthin. Drei Beduinen führen an einer starken eisernen Kette zwei lebendige Hyänen herein, die sie vor einigen Tagen in der Wüste gefangen haben. Die Thiere, noch dazu auffallend große Exemplare, blicken scheu um sich und zeigen ihre weißen spitzigen Zahnreihen. Die Damen fahren schreiend zurück, obgleich keine Gefahr zu befürchten ist, denn die Bestien scheinen feige zu sein und kauern am Boden nieder. Die drei braunen Gestalten sehen malerisch aus ihren weißen, faltenreichen Gewändern, deren obere Zipfel sie sich turbanähnlich um den Kopf geschlungen haben — ein ächt aegyptisches Genrebild! Sie lassen durch den Dragoman die Hyänen zum Kauf anbieten und verlangen für eine jede nur vier Pfd. Sterling. Es ist wirklich zum Lachen, denn was in aller Welt sollte man wohl mit den Thieren anfangen? Höchstens in einen Käfig stecken und mit großen Kosten nach Europa schicken, als Geschenk für einen zoologischen Garten; aber Hyänen sind ja längst nichts Seltenes mehr bei uns. Wir überlassen also Beduinen und Hyänen ihrem Schicksale und sehen uns die Kunststücke eines großen Affen an, der sich auf der andern Seite des Hofes producirt. Der arme Teufel ist kostümirt wie ein Harlekin und muß sich sein bischen Brot sauer verdienen. Er schlägt das Tamburin und tanzt dazu, springt durch Reifen und grüßt die Zuschauer, indem er sein Käppchen zieht und aufrecht im Kreise umhergeht, um ein kleines Trinkgeld einzusammeln, das er alsdann seinem Herrn

überbringt und ihm geschickt in die Tasche steckt. Zuletzt muß er gar noch Schlangen aus einem Sacke herausholen und mit ihnen spielen, was wunderlich aussieht, denn die Schlangen ringeln sich um seinen ganzen Körper herum, sind aber zahm und beißen nicht. Diese Affen trifft man übrigens auf allen öffentlichen Plätzen Kairo's, und ich erwähne ihrer hier nur zur Kompletirung meines Bildes. Gewöhnlich gesellt sich dazu noch eine Ziege von der aegyptischen langohrigen Art, die ebenfalls allerlei Kunststücke macht.

Wir gehen in den Garten zurück, wo uns ein anderes und weit amüsanteres Schauspiel erwartet. Es ist dies ein ambulanter Taschenspieler oder Jongleur, wie es deren im Orient viele gibt, und der unserige gehört wahrlich nicht zu den schlechtesten. Er ist bereits in voller Thätigkeit und hat schon manchen zarten Lippen ein Ach! der Verwunderung und des Erstaunens entlockt, denn er scheint wirklich ein Hexenmeister zu sein. Zuerst ist es das bekannte Spiel mit den drei Bechern und drei kleinen Kugeln, aber er entwickelt dabei eine solche Geschicklichkeit, daß man seinen eigenen Augen nicht zu trauen wagt. Er tippt nur mit dem Zeigefinger an einen Becher, so liegt die Kugel darunter oder ist darunter verschwunden; er stülpt die Becher über einander und alle drei Kugeln liegen unter dem dritten, oder, wenn man es verlangt, unter dem zweiten, oder auch unter dem ersten. Dabei muß man wohl bedenken, daß er sich ohne allen

Apparat producirt; er sitzt auf einer Matte auf dem Boden, ist von allen Seiten dicht von Zuschauern umdrängt, die jede seiner Bewegungen aufmerksam verfolgen, und in einem kleinen Ledersäckchen, das offen neben ihm liegt, hat er seinen ganzen Kram. Er lacht listig und verschmitzt, spricht etwas englisch, und weiß auch einige französische und deutsche Brocken. So ruft er oft mitten in einer Tour: „Teufel hilf! Teufel hilf!" und wenn das Stück zu Ende ist: „Nicht wahr? gut gemacht! gut gemacht!" Er trägt die gewöhnliche, aber saubere Tracht der Araber: das weiße Unterkleid und das blaue Baumwollenhemd darüber, die braunen Beine nackt, und gelbe Lederpantoffeln an den bloßen Füßen; dazu einen weißen Turban, unter welchem, wenn er ihn abnimmt, noch ein anderes buntes Käppchen zum Vorschein kommt, das mit kleinen Amuleten behängt ist, zum Schutz gegen den „bösen Blick", an den bekanntlich alle Araber glauben. „Teufel hilf!" ruft der Patron auf's Neue und stopft sich den Mund voll Werg und zwar mit vollen Händen und in solchen Massen, als wolle er seinen ganzen Körper damit auspolstern. Durch Zeichen bittet er dann einen neben ihm stehenden Herrn, das Werg mit der Cigarre anzuzünden, und sobald dies geschehen, ist dasselbe unter Feuer und Flammen im Nu verschwunden, und nur ein kleines, rothes Spitzchen zwischen den weißen Zähnen bleibt übrig. Es ist ein Endchen Seidenband, das er behutsam herauszieht, länger und länger, und an einen

nahen Baumzweig anknüpft. Dann geht er zehn, zwanzig Schritte rückwärts und eben so viel Schritte vorwärts und haspelt auf diese Weise ein wenigstens fünfzig bis sechszig Meter langes buntfarbiges Seidenband zum Munde heraus, was um so spaßhafter ist, weil wir Alle mit ihm hin- und hergehen, ihm genau in den Mund schauen und auch hier wieder alle seine Bewegungen überwachen. Kaum ist er mit der Bandoperation fertig, so thut er, als sei er von einer plötzlichen Kolik befallen, er windet und krümmt sich und spuckt dann auf einmal einige thalergroße Blechmünzen aus, gleich darauf noch einige und immer neue, zuletzt blähen und schwellen sich seine Wangen dergestalt, daß ihm die Stücke zum Munde herausquellen; wenigstens fünfzig, sechszig liegen vor ihm auf der Matte und durch Räuspern und Schneuzen fällt noch ein halbes Dutzend. Sehr ästhetisch ist allerdings das Kunststück nicht, aber es ist überaus komisch und von wirklich überraschender Täuschung. „Very clever!“ ruft er darauf, erhebt sich und geht im Kreise umher, um eine kleine Gabe (den landesüblichen Bakschisch) einzusammeln. Selbst während dieses Geschäftes macht er seine losen Streiche. Er klappert vergnügt mit den Silberstücken in dem messingenen Becher und sieht auf einmal bestürzt hinein, denn alle sind verschwunden; er sucht und sucht, und holt sie endlich aus dem Aermel einer Lady, die über und über roth wird und ganz ernsthaft ihre Unschuld versichert.

Es würde mich hier natürlich zu weit führen, wenn

ich alle übrigen Kunststücke dieses Taschenspielers schildern wollte; nur noch ein kleines Extrastück zum Schluß. Er wickelt seinen weißen Turban los und läßt ihn auseinander schneiden, alsdann anzünden und verbrennen. Hierauf legt er die Asche unter ein kleines buntes Tuch, spricht seine Beschwörungsformel mit „Teufel hilf!“ deckt das Tuch ab und der sauber geflochtene Turban liegt darunter, und in demselben steckt noch obendrein ein Meerschweinchen. Man sieht dergleichen auch bei uns in Europa und noch viel komplicirtere Stücke, aber dort sind die Künstler von allen möglichen Apparaten und phantastischen Nebendingen umgeben, Magnetismus und Electricität stehen ihnen zu Gebote, und hinter den Kulissen arbeiten ihre Helfershelfer; hier fiel, wie gesagt, die ganze Beigabe weg, der Jongleur saß mitten unter uns, sein Rücken war nicht gedeckt und wir konnten ihm stets in nächster Nähe in die Karten sehen, ja, wir spielten gewissermaßen mit, denn seine sämmtlichen Utensilien gingen von Hand zu Hand. So etwas würde sich weder Bosco, noch Döbler, noch Robert Houdin haben gefallen lassen. Der lustige Patron zieht mit seinem Quersack von Hôtel zu Hôtel und macht in der Wintersaison gute Geschäfte, und da er sparsam und mäßig ist, wie alle Araber, so wollen wir gern glauben, daß er sich schon ein hübsches Sümmchen erspart hat.

Nach dem Jongleur producirt sich ein Zwerg, der aber mit seinen barocken Tänzen, die noch dazu sehr an den Pariser Cancan erinnern, und mit seinem

rohen Gesang in tiefer Baßstimme kein sonderliches Glück macht. Wir schenken ihm mitleidig einen Bakschisch, und folgen mit den Anderen dem Portier, der uns meldet, daß es im Hofe etwas Neues zu sehen giebt. Etwas Neues und Grausenhaftes, und wenn die Damen schon beim Anblick der Hyänen ängstlich aufschrieen, so thun sie es jetzt um so lauter bei diesem Anblick, denn es ist ein Krokodil und zwar eins der größten Art. Beim Nähertreten sehen wir übrigens sofort, daß das Thier todt ist, so daß wir es ohne Gefahr besichtigen können. Der glückliche Jäger steht dabei, es ist ein junger englischer Offizier, der soeben von einer Nilfahrt nach Oberägypten zurückgekommen ist und seine Beute mitgebracht hat. Das Thier mißt in seiner ganzen Länge drei Meter fünfundsiebenzig Centimeter, also gegen elf Fuß, und wie es so daliegt, mit seinem fast zwei Fuß großen, weit geöffneten Rachen, voll spitzer, weißer und fast zolllanger Zähne, ist es in Wahrheit schrecklich anzuschauen, und der bloße Gedanke, beim Baden, das bei der spiegelklaren Fluth und der starken Hitze so verlockend ist, einem solchen Ungethüm zu begegnen, möchte Einem schon das Blut aus den Wangen treiben. Man umringte den Engländer, um Näheres zu erfahren; er war jedoch als ächter Sohn Albions einsilbig-vornehm und sagte nur, das Krokodil habe am Ufer im Sande gelegen, durch eine erste Kugel auf den Rücken, die natürlich an dem stahlharten Panzer abprallte, sei es aufgescheucht worden, alsdann habe er ihm eine zweite in die Weichen

des Vorderschenkels hineingeschossen, worauf er an's Land gesprungen sei, um es durch einen Revolverschuß in's Ohr vollends zu tödten. Jedenfalls ein hübsches Jagdabenteuer, und mancher deutsche Sportsman wäre gewiß gern dabei gewesen. Sachverständige gaben dem Thiere unbedingt ein Alter von mehr als hundert Jahren, was sie an den Schuppen des Rückens, der gegen drei Fuß in der Breite maß, erkennen wollten. Diese Schuppen waren zolldick und wie aus Bronce gegossen. Die auch von uns schon so oft gehörte Behauptung, es gebe gar keine großen Krokodile mehr im Nil, war dadurch auf das glänzendste widerlegt; nur bis nach Kairo hinunter kommen sie wegen der lebhaften Schifffahrt sehr selten und auch nur dann in kleinen Exemplaren.

Nach solchen Emotionen schienen die Meisten der Ruhe zu bedürfen, wenigstens zogen sich viele Herren und Damen in ihre Zimmer zurück, oder ließen sich Esel vorführen, um einen kleinen Ritt durch die Bazars von Kairo zu machen, die unbedingt zu den interessantesten Sehenswürdigkeiten der Stadt gehören, und die man tagtäglich und immer wieder besuchen kann, weil man sicher ist, stets etwas Neues und Niegesehenes zu entdecken.

In unserem Palmengarten wird es nun still und die heiße Nachmittagssonne füllt Alles mit Glanz und Licht. In der schattigsten Laube haben sich einige Herren zu einer Whistpartie zusammengesetzt, was mir fast eine Profanation des poetischen Raumes zu sein

scheint; als ich aber höre, daß es deutsche Landsleute sind, die gestern einen Ausflug nach den Pyramiden gemacht haben und heute ausruhen, so urtheile ich schon gelinder und stehe nicht dafür, daß ich nicht vielleicht später, da sie nur zu Dreien spielen, den vierten Mann abgebe.

Weiterhin, unter einer Nilakazie, sitzt ein Maler vor einer kleinen Staffelei und vor ihm steht ein dunkelbraunes Fellahweib mit ihrem zweijährigen Kinde, das sie aber nicht, wie bei uns, im Arm trägt, sondern auf ihrer linken Schulter reiten läßt, wobei es sich mit den kleinen Händchen am Kopf der Mutter hält. Das Weib ist barfüßig und nur dürftig mit einem blauen Gewande, das Kind sogar nur mit einem kurzen Hemdchen bekleidet, aber vom rein künstlerischen Standpunkte aus betrachtet, ist die Gruppe nicht unschön und jedenfalls sehr interessant. Vor einigen Tagen zeichnete derselbe Maler einen prächtigen, halbnackten Eseljungen mit seinem buntaufgeschirrten Grauthier: der Esel stand ruhig und unbeweglich, aber der Junge, dem Jeder von uns einen Bakschisch in die braune Hand gedrückt hatte, stellte sich vor Freude über das unerwartete Geschenk so ungeberdig an, daß ihm der Maler die Münzen abnahm und ihm bedeutete, er würde sie erst wieder bekommen, wenn er still stände bis die Zeichnung vollendet sei. Nun rührte er sich nicht mehr, aber seine schwarzen Augensterne fixirten beständig das neben der Staffelei liegende Geldhäufchen. So reich und glücklich war er wohl noch nie in seinem Leben gewesen!

Hoch über uns in jenem lichten, durchsichtigen Blau, das wir immer von Neuem am aegyptischen Himmel bewundern, kreisen mit sanftem, kaum bemerkbaren Flügelschlage die Wüstengeier, einige von ihnen scheinen, wie Stifter sagt, gleich Ampeln am Himmelsgewölbe zu stehen. Obwohl Raubvögel mit scharfen Krallen, starkem, gebogenem Schnabel und adlerartig gebaut, sind sie doch friedlicher Natur und über ganz Kairo verbreitet; sie leben von den Abfällen, die man hier, sehr primitiv, auf die Straßen und Höfe hinauswirft und vertragen sich gut mit den übrigen Luftbewohnern. Dies beweist wenigstens eine silberglänzende Taubenflucht, die ein Moslim im weißen Turban und blauen Kaftan von dem platten Dache des gegenüberliegenden Hauses aufscheucht und die unbesorgt den Flug der Geier durchkreuzt, ja dieselben oft absichtlich zu verfolgen scheint, als wollte sie mit ihnen ein neckisches Spiel treiben. Flinke Schwalben schießen dazwischen nach allen Richtungen hin; es sind liebe Freunde aus der Heimat, die hier im warmen Lande der Pyramiden dem nordischen Winter entgehen und nach Europa zurückkehren, wenn dort der Kukuk ruft und Maiblümchen und Veilchen den neuen Frühling verkünden. Zierliche Bachstelzen, die auch hier wie bei uns zu Hause sein müssen, da sie nur Wandervögel des Kontinents sind, hüpfen und wippen zutraulich um mich her, und der freche Proletarier, der Spatz, der in Aegypten gleichfalls eingebürgert ist, scheint hier fast noch zudringlicher als daheim. Hatten sich

doch sogar auf unserm Dampfer, während der Fahrt von Marseille nach Alexandria, einige Sperlinge eingeschmuggelt, die als blinde Passagiere die Seereise lustig mitmachten.

Neben mir sitzt ein junger Geier, den kürzlich ein Beduinenknabe unserem Wirthe für einige Piaster verkauft hat. Man hat ihm die Flügel gestutzt, aber sein großes, sonnengewohntes Auge schaut sehnsüchtig hinauf zu den oben schwebenden Brüdern, die frei sind und die Abends in die prächtige Wüste fliegen und von der Cheopspyramide herab das Nildelta im Sonnenuntergang betrachten können. Wer weiß, vielleicht wachsen dem armen Gefangenen unbemerkt die Schwingen, und eines Tages ist er wieder mit ihnen vereint und wir haben das Nachsehen. Ich wünsche es ihm wenigstens von ganzem Herzen. —

Die obige Andeutung wegen des vierten Mannes bei der Whistpartie ist wahr geworden . . . wir spielen mit ungestempelten Karten, denn trotz der vielen neuen Steuern sind merkwürdigerweise die Karten hier noch steuerfrei; Aegypten steht also auch in dieser Beziehung noch hinter Europa zurück; aber das Bier, welches die Herren trinken, ist dafür um so theurer, denn die Flasche kostet etwas mehr, als bei uns der Rüdesheimer. Ich ziehe deshalb einige blutrothe Orangen aus Fayum vor, jener herrlichen Oase, südlich von Kairo, die man sprichwörtlich den Obst- und Blumengarten Aegyptens nennt. Sogar Wein, den sonst das Pharaonenland schon seit mehr als einem

halben Jahrtausend nicht mehr produzirt, gedeiht in Fayum, und Weinberge, mit hohen Dattelpalmen gekrönt, sind dort nichts Seltenes. In den vornehmen Häusern Kairo's sieht man ferner im Dezember und Januar die prächtigsten Rosenbouquets, die gleichfalls aus Fayum kommen.

Erst nach der Abendtafel belebt sich unser Palmengarten wieder, aber nur flüchtig, denn die meisten Gäste gehen entweder nach Tische noch einmal hinaus in die italienische Oper, in's französische Schauspiel (was wir beides während der Wintersaison der Munificenz des Vicekönigs zu verdanken haben) oder in irgend ein Café Chantant, deren es in Kairo mehrere gibt und wo man leidliche deutsche Musik hört. Viele von den Hôtelbewohnern, und unter ihnen namentlich die Brustkranken, ziehen sich bereits früh in ihre Zimmer oder in den Kiosk zurück. Und doch wird gerade unser Palmengarten in der späten Abendstunde so schön, und wenn eine Vollmondnacht von der nahen Wüste heraufzieht, wird ein vollständiges orientalisches Märchenbild daraus. Der Mond scheint hier wirklich anders zu sein als bei uns im Norden, denn er gießt eine Lichtfülle vom Himmel herab, wie wir sie daheim auch in den klarsten Winternächten nicht kennen, und dann hält uns ja gerade in solchen Nächten die Kälte ängstlich an die geheizten Zimmer gebannt.

Die Palmen scheinen höher geworden zu sein und ganz in Silber getaucht, sie zeichnen ihre langen gefiederten Schatten scharf auf den blendend weißen

Kiesweg, und auf allen Blättern der anderen Bäume liegen helle Silberfunken. Dazu ist der Himmel nicht dunkel wie bei uns, sondern topas- oder opalfarbig, und die Sterne glänzen daran wie Flittergold. Es sind jedoch nicht die „Millionen Sterne", denen wir so oft in den Schilderungen der Vollmondnächte begegnen, denn der Mond läßt nur Sterne erster und zweiter Größe hervortreten, aber die aus ihnen bestehenden Sternbilder sind um so deutlicher und schöner. Im Süden schimmert sogar der allen Sternenfreunden bekannte Kanopus mit seinem wechselnden röthlichen und bläulichen Lichte, es ist der erste Gruß aus dem eigentlichen Tropenlande, der uns auch die Nähe des südlichen Kreuzes verbürgt. Mit dem magischen, silberweißen Lichtglanz, in den der Garten getaucht ist, bilden die erleuchteten Fenster ringsum und der gashelle Kiosk in der Mitte einen eigenthümlichen Kontrast — das erinnert an jene Nächte in den Haremsgärten der Moslims, von denen uns Scheheresade erzählt; hier fehlen nur die Marmorbecken mit dem plätschernden Springbrunnen, die mit türkischen Teppichen belegten Divane, und vor Allem die verhüllten Frauengestalten in golddurchwirkten Seidengewändern, die nur vor ihrem Herrn und Gebieter den Schleier zurückschlagen — der Mond ist in dieser Beziehung gut daran, denn er darf auch zuschauen, weil sich auf ihn das strenge Haremsverbot nicht erstreckt.

Ein schwirrender Lärm über mir weckt mich aus diesen Träumereien, es sind zwei Fledermäuse, aber

von der großen Vampyrenart, sogenannte Flederhunde, die, von dem Gaslicht des Kiosk angezogen, in den Zweigen der Nilakazie, unter welcher ich sitze, herumflattern. Sie bleiben dort wie ein schwarzer Klumpen hängen, und glücklicherweise wissen die gegenüber wohnenden Ladies nichts davon, sonst würden sie gewiß hastig ihre Fenster schließen, obwohl die Thiere ganz harmlos sind und sich niemals in die Zimmer hineinwagen.

Immer schweigsamer, aber auch immer glänzender und märchenhafter sinkt die Nacht herab; Mondlicht und Sternenflimmern und die weiche, milde Luft wiegen die Seele ein zu Schlaf und Traum, und am liebsten brächte ich die ganze Nacht hier unter den Palmen zu. Aber wie man nicht ungestraft unter ihnen wandelt, so darf man auch nicht unter ihnen im Freien schlafen, man würde sonst die Poesie des Abends leicht mit einer Erkältung am andern Morgen bezahlen.

Da ruft vom nächsten Minaret, das sich zwischen zwei Palmenkronen wunderbar scharf und schlank am durchsichtigen Nachthimmel abzeichnet, der Muéddin (der Moscheediener) mit lauter Stimme zum letzten Abendgebet. Sein einförmiger Gesang hat etwas ergreifend Feierliches: „Gebet ist besser denn Schlaf! Allah ist groß! Ihm gebührt die Herrschaft und der Preis! Allah il Allah!“

Und wie ich nun aufbreche, um in mein Zimmer zu gehen, und noch einmal hinaufschaue zu dem wirk-

lich unbeschreiblich schönen aegyptischen Himmel, sehe ich zwei zarte, lichtweiße Wölkchen, die ich vorher nicht bemerkt hatte. Sie stehen in der Nähe des Orion, der wie Brillanten blitzt, und ich möchte ihnen Schwingen leihen, um sie nach Norden zu senden, über die Wüste und über das Mittelmeer, über Italien und bis an den Rhein und ihnen den Herzenswunsch mitgeben: „Grüßet mir freundlich mein Heimatland!“

V.

So wohnt man in Kairo.

Die Umwandlung, welche Kairo seit dem Regierungsantritte des jetzigen Vicekönigs erfahren hat, ist eine außerordentliche und staunenswerthe, und sie erinnert in mehr als einer Beziehung, natürlich en miniature, ganz an diejenige von Paris unter dem zweiten Kaiserreiche. Daß durch jene Umwandlung das aegyptische Staatsbudget in schlimmer, ja oft unverantwortlicher Weise beschwert wurde, haben wir bereits an anderen Orten gesagt; im vorliegenden Falle lassen wir diesen allerdings sehr schwarzen Punkt unberücksichtigt und halten uns nur an das interessante Factum als solches. Der Haußmann von Kairo ist im Grunde der Khedive selbst, denn direkt von ihm

gehen die großartigen Pläne zu den neuen Anlagen und Bauten aus, und man darf ihm ohne alle Schmeichelei das Kompliment machen, daß er viel Geschmack besitzt und seine Sache gut versteht. Wie immer in der Welt das Zerstören, das Umreißen rascher geht, als der Wiederaufbau, so ist dies auch in den neu angelegten Stadttheilen von Kairo der Fall, und man wandelt in vielen neuen Straßen gewissermaßen noch zwischen Ruinen. Aber die Straße selbst ist doch schon vorhanden, und zwar als eine breite, lange Chaussee mit erhöhtem Trottoir, unterirdischer Wasserleitung und Gaslaternen; Alles gewaltige und für den Moslim aus alter Zeit unglaubliche Neuerungen und Wunderdinge. Die Häuser werden später noch nachkommen, wenn auch nicht heute, so doch morgen; nur daß dies „morgen" hier im Orient immer sehr lange auf sich warten läßt.

Diese Verzögerung kommt aber wieder Vielen zu Statten, die ganz ungenirt mitten unter den Mauerresten ihre provisorische Wohnung aufschlagen und sich dort ein mehr oder weniger gemüthliches Heim gründen. Nur darf man dabei nicht an unsere deutschen Begriffe von Wohnung, Heim und gemüthlich denken; diese muß man sich völlig aus dem Kopfe schlagen, sonst kommt man in ein arges Dilemma.

Der gemeine Araber oder Aegypter, was hier dasselbe ist, wohnt nämlich fast ganz auf der Straße oder sonst im Freien; der Boab (Hauswächter) setzt Abends sein leichtes Gestell von Palmenzweigen auf

das Trottoir, hüllt sich in eine Decke und schläft ruhig ein, und wer kein Gestell und keine Decke hat, schläft ohne beides; das Auskleiden vor dem Zubettgehen kennt er überhaupt nicht. Hunderte, Tausende aus den unteren Volksklassen machen es nicht besser, und wenn man zufällig spät Nachts nach Hause kommt, — was noch vor Jahren mit Gefahr verbunden war, jetzt aber, Dank einer sehr guten Polizei, durchaus ungefährlich ist, — so kann man überall auf den freien Plätzen, unter den Bäumen der öffentlichen Anlagen oder auch sonst längs den Mauern der Häuser Schlafende antreffen, einzeln oder in Gruppen, die den Himmel über sich als Dach und die Erde unter sich als Bett haben und dabei ganz wohlgemuth und zufrieden sind.

Wer schon mehr Ansprüche macht, sucht sich den Winkel irgend eines halb abgebrochenen oder zerfallenen Hauses auf, — und deren giebt es tausende in Kairo, denn die alte Khalifenstadt besteht fast zur Hälfte aus Schutt und Trümmern, — und „wohnt" dort, bis man ihn fortjagt, was manchmal lange genug währt. Noch Andere, aber das sind schon die Vornehmen und Angesehenen, bauen sich geradezu an, nachdem sie sich ein passendes Terrain dazu ausgesucht haben, und lassen sich nieder, recht und schlecht, wie sich bei uns in Europa ein steuerzahlender Staatsbürger ein eigenes Haus baut.

Und eine dieser Niederlassungen, — Häuser dürfen wir wirklich nicht sagen, — erlauben wir uns heute, unseren verehrten Lesern vorzuführen.

Sie ist unleugbar die originellste in ganz Kairo, schon ihrer Lage wegen, inmitten der elegantesten Neubauten, und es ist wirklich ein Wunder, daß sie sich bis auf den heutigen Tag hat erhalten können. Kürzlich ging aber das Gerücht, der „Baum mit den Schwalbennestern“, wie man vom Volke dies seltsame maison meublée oft nennen hört, solle endlich entfernt werden, weil die Regierung den ganzen, großen Platz, an dessen Ecke er liegt, zur Errichtung von Markthallen verwenden wolle.

Ein Grund mehr für uns, das drollige und interessante Bild der Vergessenheit zu entreißen, da hier in Kairo vermuthlich Niemand daran denkt, eine photographische oder sonstige Aufnahme davon zu machen. —

Vor einigen Jahren ließ der Vicekönig auf dem freien Platze zwischen dem Eingange zur Muskih, jener berühmten Hauptstraße von Kairo, und dem neuen, ganz im europäischen Geschmacke angelegten Esbekih-Garten ein schönes Palais erbauen, daß er seinem ältesten Sohne, dem Erbprinzen Taufik-Pascha, schenkte. Der Prinz bewohnte es aber nur kurze Zeit, denn er zog sein Wüstenschloß Kubeh in der Abbasieh, nördlich von Kairo, vor, und in das Palais wurde das Ministerium des Innern verlegt.

Vor dem Gebäude ließ darauf der Vicekönig das kolossale Reiterstandbild Ibrahim-Pascha's, seines Vaters, errichten, nicht ohne Murren von Seiten der Bevölkerung, weil der Koran dergleichen Abbilder ver-

bietet. Alsdann wurde ein großer, gegen zwei Kilometer langer Boulevard angelegt, der in gerader Linie das Palais mit der Citadelle verbindet. Die breite, prächtige Straße ist fertig, allerdings bis auf die Häuser zu beiden Seiten; aber es sind doch schon viele Neubauten daselbst in Angriff genommen. Und rechts am Eingange dieses Boulevards, des schönsten von ganz Kairo, liegt eben unsere Robinsonade.

Ich weiß wirklich keinen besseren Ausdruck dafür, wenn ich anders (diese Bemerkung ist für strenge Stilisten) das Concretum für das Abstractum setzen darf; denn mich hat dieser tolle Bau, als ich ihn zum ersten Male sah, — und ich wohne ganz in der Nähe, — sofort an den Schweizer Robinson erinnert, wo ja auch die ganze Familie in einem großen Baume ihre luftige Wohnung aufgeschlagen hat. Hier wohnen nun sechs, acht Familien um den Baum herum.

Die Idee war wirklich so übel nicht, sich hier niederzulassen, vorausgesetzt, daß von Obrigkeitswegen keine Einsprache dagegen erhoben wurde, was, wie man sieht, nicht geschehen ist. Schon der Baum, ein prächtiger, schattenspendender Sysiphus lotus, den Botanikern unter dem Namen Nebbak oder Lebbak bekannt, den man wohl die Eiche Aegyptens nennen könnte, lud sehr zur Ansiedelung ein. Die umgebenden Mauerreste bildeten ein vortreffliches Fundament, einige alte Balken und Bretter waren unter den Häusertrümmern des weiten Terrains leicht gefunden oder wurden auch vielleicht zur Nachtzeit heimlich

herbeigeschleppt, und eines Morgens war der kleine Kasten der Mitte, oder, um architektonisch zu reden, der vorspringende Mittelbau fertig und konnte „bezogen“ werden. Man wartete klug etwaige Einsprüche der Straßenpolizei ab; da diese aber ausblieben, so wurde kühn weiter gebaut, und zwar, wie ich mir habe erzählen lassen, ganz offen und am hellen Tage. Dies gilt hauptsächlich von dem Anbau links, der recht nett aus Brettern aufgeführt wurde, einige Fenster erhielt und wohl den Namen eines Salons verdient. Augenblicklich wird er von einer Künstlerin bewohnt, die in einer griechischen Lokanda vis-à-vis allabendlich als Sängerin und Tänzerin auftritt und viel Applaus erntet. Als ich kürzlich mit einem Freunde die Ansiedelung besuchte, saß sie an ihrem gardinengeschmückten Fenster und lächelte freundlich herab, und als wir einige Minuten später die verschiedenen Räumlichkeiten besahen, wagten wir auch einen indiskreten Blick durch die halb offenstehende Thür des Salons. Derselbe war sogar mit bunten Tapetenresten von wenigstens zehn, zwanzig Sorten austapezirt, und es fehlten weder Divan, Tisch noch Spiegel, allerdings in sehr zufällig zusammengesuchten und stark abgenutzten Exemplaren.

In dem Anbaue rechts hat sich eine Wäscherin etablirt, die, wie es scheint, recht gute Geschäfte macht, denn manchmal hängt der ganze „Balkon“ voll von jenen Bekleidungsstücken, die man in der feinen englischen Gesellschaft nicht beim Namen nennen darf, die

aber dem gemeinen Aegypter als ganzer Anzug dienen. Doch nicht allein zu diesem prosaischen Zwecke dient der Balkon; wir selbst haben wenigstens eines späten Abends dort die Sängerin gesehen und auch gehört, denn sie spielte die Guitarre und sang ein syrisches oder griechisches Lied dazu. Unten saßen die Araber in malerischen Gruppen, kaffeeschlürfend und tschibukrauchend, und hörten zu und riefen nach Landessitte bei den schönsten Stellen ein lautes: Ah, Alláh! Alláh! Dazu der prächtige Vollmond, der durch die Zweige des Baumes blitzte und die erleuchteten Fenster der einzelnen Häuschen und der Lichtschimmer, der durch die vielen Ritzen der Bretter hindurchbrach, — und das originellste orientalische Nachtstück, eines Rembrandt würdig, war fertig.

Unten in der Maueröffnung links, — der eigentliche Eingang zur Robinsonade befindet sich hinter dem Stamme des Baumes, — hat sich ein kleiner Blechschmied etablirt; ob er Miethe zahlt und an wen, weiß ich nicht, glaube es aber kaum, denn die „Werkstatt“ ist im Grunde nichts weiter als ein geräumiges Mauerloch; aber der Patron hämmert und löthet lustig die alten, zerbrochenen Kaffeekannen wieder zurecht, die ihm die Kunden zutragen, und die auch draußen gern im Schatten warten, bis die Arbeit vollendet ist. Mittlerweile zieht auf der breiten Fahrstraße, die direkt nach Abdihn, dem Schlosse des Vicekönigs, führt, das ganze gewaltige Treiben und Gewühl der Großstadt vorüber: prächtige Haremswagen

mit verschleierten Schönen und goldgestickten, leichtfüßigen Läufern, vornehme Türken auf reichgeschirrten, arabischen Pferden, Effendis auf sauber gezäumten Eseln, dazwischen lange Kameelreihen mit ihren lautschreienden Treibern, oder auch ein Beduine auf hohem Dromedar, das Wüstenthier über und über mit bunten Decken und Troddeln behangen, und dazu das übrige Volksgedränge, Turban an Turban und Tarbusch an Tarbusch, und gelbe, rothe, grüne und blaue Kaftane, wohin man sieht, — ich müßte zu einer genauen Schilderung noch viele Seiten vollschreiben und verweise einfach in dieser Beziehung auf meine Schilderung der Muskih; aber man wird mir gewiß Recht geben, daß es sich wohl der Mühe verlohnte, auf dem Balkon der Wäscherin, so unansehnlich er auch ist, ein Viertelstündchen Platz zu nehmen, um sich das lebendige Panorama, das seines Gleichen nicht auf der Welt hat, etwas näher zu betrachten.

Und dabei habe ich, was unsere Robinsonade betrifft, dieselbe nur von der einen Seite geschildert; nach hinten sind noch zwei, drei weitere „Schwalbennester“ angeklebt, oder wie man die Hüttchen sonst nennen will, die man sich aber auch ohne nähere Schilderung leicht vorstellen kann.

Ganz neuerdings hat man dicht vor dem bereits oben erwähnten Reiterstandbilde einen prächtigen, fünfarmigen Gaskandelaber, genau nach Pariser Muster, errichtet, und ähnliche Kandelaber sollen auch noch

vor das Palais zu stehen kommen. Ferner wird das weite, bis jetzt noch unbebaute Terrain gesäubert und geebnet, so daß von allen Seiten der Kontrast unserer Robinsonade mit ihrer ganzen Umgebung immer deutlicher hervortritt. Da dürfte denn auch wohl ihre letzte Stunde bald geschlagen haben, und man wird eines schönes Tages die kleinen Häuschen wie Kinderspielzeug zusammwerfen und zugleich den schönen Baum fällen, weil er den Neubauten im Wege steht. Unsere Beschreibung wird dann der Vergangenheit angehören, und wir werden genöthigt sein, den Titel zu ändern und dürfen nicht mehr sagen: so wohnt, sondern so wohnte man in Kairo.

VI.

Das Wüstenbad Heluahn bei Kairo.

Schwefelquellen und Schwefelbäder gibt es bekanntlich überall in großer Menge, wenigstens in Europa; aber in Afrika und vollends mitten in der Wüste gehören sie jedenfalls zu den Seltenheiten und Merkwürdigkeiten und dürften gewiß unsere deutschen Leser interessiren. Wenn sie dann auch nicht sofort ihren Koffer packen, um hinzureisen, was mit einigen Umständen und Kosten verbunden sein würde, denn man

kommt leichter von Berlin oder Köln nach Wiesbaden oder Ems, und auch nach Barèges und Biarritz als nach Heluahn. Selbst wenn man sich schon in Kairo befindet, also bereits Europa und das Mittelmeer hinter sich hat, ist eine Fahrt nach Heluahn noch immer mit Umständen und Schwierigkeiten verbunden, denn der Badeort liegt noch einige Meilen von der Stadt entfernt und, wie gesagt, mitten in der Wüste. Vier kräftige Pferde und ein solider Wagen sind vor Allem nöthig, denn da das Bad erst vor einigen Jahren eröffnet wurde, so ist die projektirte Chaussee bis jetzt noch ein Projekt geblieben (hier in Aegypten geht dergleichen nicht so schnell wie in Europa); sogar von einer Eisenbahn ist die Rede, aber die wird wohl noch länger auf sich warten lassen. Ein Freund, ein hiesiger deutscher Arzt, hatte übrigens für Alles auf das Beste gesorgt; wir waren unser Vier, außer dem Arzt noch ein Maler, ein Apotheker und meine Wenigkeit, sämmtlich deutsche Landsleute — und so traten wir denn eines schönen Morgens in aller Frühe wohlgemuth unsere kleine Reise an.

Das Beiwort „schön" ist indeß bei einem Morgen in Kairo überflüssig, denn alle Morgen sind hier schön, wenigstens im Sommerhalbjahr vom April bis Oktober; ach, so gleichmäßig und unwandelbar schön, immer dieselbe glühende Sonne und immer derselbe lichtblaue, kristallene Himmel, daß ein Neuling wie Unsereiner schier darob verzweifeln möchte, und Gott weiß was darum gäbe, wenn einmal Wolken und mit

ihnen ein Regenguß, oder gar ein Gewitter käme. Aber das kennt man hier zu Lande nicht und man muß sich resignirt in das Unvermeidliche, d. h. in das ewig schöne Wetter fügen.

Wir fuhren rasch über die neuangelegte breite Straße, welche die Esbekih, das Frankenviertel, mit der Citadelle verbindet: unendlicher Schutt und demolirte Häusermassen zu beiden Seiten, aber doch schon zwei Reihen Gaslaternen und erhöhte Trottoirsteine, sonst noch Alles im Werden. Sie haben hier nach dem neueu Verschönerungsplan von Kairo wohl das schnelle Demoliren à la Haußmann gelernt, aber nicht den gleich schnellen Wiederaufbau, so daß die neuen Straßen eigentlich erst recht den ruinenartigen Verfall der alten Khalifenstadt hervortreten lassen.

Dann ging es, ein leichtfüßiger Läufer mit dem langen Stabe voran, der in den engeren Gassen unserm Viergespann mit unaufhörlichem, lautem Geschrei Platz machte, an der Citadelle vorüber, deren hoch auf dem Felsen gelegene Façaden, Kuppeln und Minarets in der Morgensonne glänzten, und weiter durch die nordöstliche Vorstadt Kairo's, wo es, trotz der frühen Stunde, schon sehr lebendig war. Es wurde auf einem freien Platz der Wochenmarkt abgehalten und was das in Kairo sagen will, muß man selbst erleben, um sich eine richtige Vorstellung davon zu machen. Die zwei-, dreihundert Araberweiber, die mit ihren Körben auf dem Boden hocken und ihre Gemüse, Früchte, Hühner, Eier, Brodfladen, ge-

kochte Bohnen, Essiggurken und noch sonst allerlei mögliche und unmögliche Eßwaaren, die auch nur für inländische Gaumen bestimmt sind, feilbieten, schreien alle unisono und eine immer lauter als die andere; dazu ein dichtes Gewühl von Turbanen und Kaftanen in allen Farben, schwerbeladene Kameele und Esel, Heerden von Hühnern und Truthühnern, von Ziegen und Schafen, dazwischen Gaukler mit abgerichteten Affen und sonstige Possenreißer . . . kurz, ein Charivari und Teufelslärm der entsetzlichsten Art, daß einem Europäer, der an dergleichen Scenen noch nicht gewöhnt ist, wirklich Hören und Sehen vergehen können. Um das pittoreske Bild zu vollenden, wurde unser Wagen von halb oder ganz nackten gelben und braunen Bettelkindern schreiend umdrängt, und als Einer von uns einige Kupfermünzen hinauswarf, wurde es erst recht schlimm, denn das kleine Gesindel hing sich fast an die Räder. Aber Alles ging Gottlob glücklich ab und nach kaum zehn Minuten hatten wir den Markt hinter uns und mit ihm die letzten Häuser der Vorstadt und fuhren nun hinein in die weite schweigende Wüste.

Der Kontrast war großartig und erhebend zugleich, denn der Anblick der Wüste wirkt, in mehr als einer Beziehung, auf den Beschauer wie derjenige des Meeres. So werde ich wohl nie im Leben den Eindruck vergessen, der sich meiner bemächtigte, als ich wenige Tage nach meiner Ankunft in Kairo die Wüste zum ersten Mal erblickte. Wir waren auf einer Nach-

mittagspromenade durch den östlichen Stadttheil gefahren, an hübschen Landhäusern und Gärten vorüber, als wir plötzlich, bei einer Wendung des Weges, in eine Allee von hohen Nilakazien einbogen und auch zugleich die Wüste vor uns liegen sahen, die sich dicht neben der Allee hinzog und sich in's Unendliche hinausdehnte. Links eine, wenn auch nicht in Tropenfülle prangende (die man überhaupt nicht in Aegypten suchen muß), so doch frische und lenzheitere Vegetation, welcher die schlanken Dattelpalmen mit ihren wiegenden Fächerkronen einen entschieden orientalischen Anstrich gaben — und zur Rechten, haarscharf abgeschnitten, eine lichtgelbe, blendende Sandfläche bis zum fernsten Gesichtskreise, so weit nur das Auge reichen konnte. Einförmig und todt allerdings, aber doch ergreifend und im ersten Moment fast überwältigend. Tauchen vollends, wie hier in Kairo, am Horizont die kolossalen Dreiecke der Pyramiden herauf, die selbst bei solcher Entfernung in der ätherreinen Luft wie mattes Silber glänzen, so fühlt man sich auf einem welthistorischen Boden und versetzt sich mit einiger Phantasie leicht um drei, vier Jahrtausende zurück an die kulturgeschichtliche Wiege des Menschengeschlechts.

Diese und ähnliche Gedanken überkamen uns sofort, als wir in die Wüste hineinfuhren; nur ist auf dieser Seite von Kairo das Wüstenbild nicht so einförmig wie auf der andern eben erwähnten. Wir hatten den Nil, wenn auch in ziemlicher Entfernung, zur Rechten, und wenn wir auch anfangs den Fluß

selbst nicht sehen konnten, so sahen wir doch deutlich die zahlreichen auf- und abfahrenden Boote mit ihren hohen, spitzen, schneeweißen Segeln, die Bogumil Goltz*) sehr passend mit riesigen Pelikanen vergleicht. Zur Linken fuhren wir an den sogenannten „Mameluckengräbern" vorüber, die sämmtlich mehr oder weniger zerfallen sind, deren Kuppelbauten indeß überaus malerische Ruinen bilden. Im Hintergrunde erstreckt sich dann, gleichfalls zur Linken der Höhenzug des Mokkatam, den man nicht wohl ein Gebirge nennen kann, da er hier kaum mehr als 400 Fuß hoch ist; bei Suez hingegen erreicht er eine Höhe von 1000. Er gewährt aber trotzdem einen schönen Anblick, denn es sind wild zerklüftete, nackte Felsmassen, die außerdem noch dadurch besonders interessant werden, weil sie die uralten Steinbrüche enthalten, aus denen die Aegypter vor vier- bis fünftausend Jahren das Material zu den jenseits des Nils liegenden Pyramiden von Gizeh holten. Diese Riesenbauten traten denn auch bald hinter den lichtdurchbrochenen Palmenwäldern des Ufers hervor; sie leuchteten glänzend scharf in der kristallklaren Morgenluft, diese furchtbar-majestätischen Wächter der Wüste, und begleiteten uns auf dem ganzen Wege. Weiterhin dämmerten bereits ihre kaum minder kolossalen Schwestern von Memphis und Daschur,

*) In seinem vortrefflichen Buche: „Ein Kleinstädter in Aegypten", das (wie wir es übrigens schon in unserem Vorwort gethan) nicht genug empfohlen werden kann.

und später kamen noch andere hinzu, so daß wir in Heluahn selbst die gesammte Pyramidenkette vor uns hatten.

So weit waren wir aber vor der Hand noch nicht, denn es galt noch eine lange und beschwerliche Fahrt. Der Läufer hatte sich zu unserm Kutscher gesetzt und Beide kannten den Weg genau, sonst hätten wir uns leicht verirren können. Ueberhaupt macht man sich bei uns daheim gewöhnlich ein unrichtiges Bild von der Wüste; mir selbst ist es wenigstens so ergangen. Man denkt sich darunter meist eine tiefe, unabsehbare Sandebene, und irrt darin schon insofern, als die Wüste und namentlich die lybische wie die arabische, nackter Felsgrund ist und nichts weniger als eben, sondern wellenförmig auf- und absteigt. Der Sand ist nur Flugsand, der hin- und hergeweht wird, kleine Hügel und Thäler bildet und dadurch das Reisen sehr erschwert. Wie in Gebirgsgegenden, z. B. in den Alpen, die Schneewehen trügerisch und gefährlich sind, so in der Wüste die Sandwehen, und ein kundiger Führer ist unumgänglich nöthig.

Unsere Fahrt, die ja auch nur einige Stunden dauerte, war übrigens in dieser letztern Beziehung sehr unschuldiger Art, denn wir behielten immer die grüne Nilebene rechts im Gesicht und hatten außerdem an den hohen Stangen des Sueztelegraphen, der diesen Theil der Wüste durchschneidet, einen sichern Anhalt. Aber heiß wurde es nach und nach gewaltig und unsere vier Pferde bedurften manches mahnenden Zu-

rufes, wie ich die arabischen Flüche rücksichtsvoll nennen will, und manches tüchtigen Peitschenschlages, um weiter zu kommen. Auch der Durst stellte sich ein und wir beklagten lebhaft, uns nicht mit irgend welchem Getränk versehen zu haben; nur der Apotheker zog eine mit Rum gefüllte Korbflasche hervor, aber den Durst mit Rum zu löschen ist doch eine eigene Sache. Der Kutscher wies zu unserm Trost auf ein kleines, nicht gar weit entferntes kuppelartiges Gebäude, wo wir Wasser finden würden und das wir auch bald unter lautem, oft wiederholtem jallah! jallah! schnell! schnell! womit die Pferde angetrieben wurden, erreichten.

Wir mußten indeß über die Hast lachen, mit der wir, als der Wagen kaum angehalten hatte, ausstiegen und auf den Brunnen zueilten — verschmachtende Wüstenreisende, die höchstens eine Stunde durch die Wüste, nicht gegangen, sondern bequem gefahren waren und schon vor Durst umkamen! Es war übrigens kein eigentlicher Brunnen, sondern nur eine ziemlich große Cisterne, wie man sie in diesem Theil der Wüste oft antrifft, und für deren Unterhaltung und frische Füllung der jedesmalige Scheich des nächstgelegenen Dorfes zu sorgen hat. Früher bekam er, wenn er diese Pflicht vernachlässigte, die Bastonnade, jetzt muß er eine Geldstrafe zahlen; obwohl die Bastonnade auch heute noch manchmal mit unterläuft, so sehr man in Kairo officiell versichert, sie sei längst in ganz Aegypten von der Regierung abgeschafft wor-

den. Ein alter Araber hütet gewöhnlich die Cisterne und einige Bettelkinder leisten ihm darin Gesellschaft. Sie brachten uns auch sofort in Blechbechern das ersehnte Wasser, das wir, vorzüglich nachdem der Apotheker etwas Rum hineingegossen hatte, köstlich fanden. Den landesüblichen „Bakschisch", nämlich das Trinkgeld, das hier seinen Namen doppelt verdiente, durften wir dabei natürlich nicht vergessen.

Wir tranken noch, als wir eine gewaltige Staubwolke von der Wüste her auf uns zukommen sahen. Ich meinte zuerst, es sei eine sogenannte Sandhose, ein bekanntes Wüstenphänomen, aber schon in der nächsten Minute erkannten wir einen Beduinen, der auf einem schnaubenden Dromedar herantrabte. Ein prächtiger und wirklich poetischer Anblick, ein solches Dromedar, reich aufgeschirrt mit vielfarbigen Decken und Tüchern und lang wehenden Troddeln und Quasten und hoch in dem sichern, stuhlartigen Sattel den dunkelbraunen Wüstensohn mit buntseidenem Kopftuch und weißem flatternden Burnus, die lange, zierliche Beduinenflinte auf dem Rücken und in dem rothen, als Leibbinde dienenden Shawl ein Paar Pistolen und Dolche. Eine drohende Erscheinung, aber nur auf den ersten Blick, denn diese Beduinen sind durchgängig gutherzige, ehrliche Leute, die ihre Waffen, auf die sie sehr stolz sind, nur zum Schmuck tragen. Auch das ist ein Verdienst Mohammed Ali's, diese einst so wilden und gefährlichen Stämme gezähmt zu haben. Der unsere schien sogar etwas Vornehmes zu sein,

denn er trug schöne lichtgelbe Lederpantoffeln, und an seinen Händen blitzten schwere silberne Ringe. Er rief uns ein freundliches Saláhm aléhkum! (Seid gegrüßt!) zu, das wir mit einem gleich freundlichen Allah jefúhsak! (Gott behüte Dich!) beantworteten und ließ sich dann einen Becher Wasser reichen. Der Doktor bot ihm eine Cigarre an, die er dankend annahm und der Maler hatte unterdessen sein Skizzenbuch herausgezogen und Thier und Reiter in aller Schnelle abgezeichnet. Das Dromedar war eines von der größten Art, hellgrau und sein Fell so weich, wie ein frisch geschorenes Schaf. Seinen langen Hals, den man wirklich einen Schwanenhals nennen konnte, hob und senkte es sehr graziös, und die klugen Augen blickten treuherzig und fromm. „Egri fil haua!“ Geh einmal wie der Wind!“ — — — rief unser Kutscher dem Beduinen zu, als dieser sich zum Weiterreiten anschickte. Der Wüstensohn schnalzte mit der Zunge, streichelte mit seiner Palmengerte ein wenig den Hals des Thieres und grüßte uns dann rasch, denn in demselben Moment schnellte das Dromedar mit schnaubenden Nüstern empor, wirklich wie ein Gummiball, wiegte sich dann sekundenlang in der Luft und wehte davon . . . ich weiß keinen passenderen Ausdruck, denn es war mit seinem Reiter im Nu verschwunden und . . . wie es im „Löwenritt“ heißt: „Eine sandgeformte Trombe wirbelt hinter ihnen her.“ Der gute Freiligrath, der meines Wissens nie im Orient war und ihn doch so hübsch geschildert hat, was würde er erst ge-

dichtet haben, wenn er hier an Ort und Stelle gelebt und Alles mit eigenen Augen geschaut hätte.

Wir brachen auf, denn wir hatten noch den größern Theil der Reise vor uns und die Sonne stieg zusehends höher. Unser Weg führte uns näher an das Mokkatamgebirge hinan und wir erkannten deutlich auf einem äußersten Felsvorsprung die Ruinen einer ehemaligen Mameluckenburg, die schon vor mehr als fünfhundert Jahren zerstört worden war. Die halbzerfallenen Eckthürme und Mauern ragen noch drohend in die Wüste hinaus und beherrschen zugleich das gegenüber liegende Nilthal; aber am interessantesten war uns die Mittheilung des Doktors, eines bewährten Aegyptologen, daß auf eben jenem Felsen schon im Alterthum eine Römerburg gestanden, ja, daß einige Historiker behaupteten, Alexander der Große habe hier bereits ein befestigtes Kastell angelegt, als er aus Aegypten zurückkehrte, wo er in Heliopolis (der Sonnenstadt) das Orakel des Jupiter Ammon befragt hatte. Große, welthistorische Erinnerungen, wie sie uns übrigens hier im Pharaonenlande fast auf Schritt und Tritt begegnen.

In ziemlicher Entfernung tauchten rechts einige Palmengruppen hervor, deren frisches Grün mit der lichtgelben Wüste einen hübschen Kontrast bildete. Unter jenen Palmen liegt auch ein koptisches Kloster, wie es deren viele in Aegypten gibt. Wir fühlten aber gar keine Sehnsucht nach einem Besuch, denn diese Klöster, oder vielmehr ihre Insassen, erfreuen

sich keines besonderen Rufes. Die Kopten sind bekanntlich die christlichen Nachkommen der alten Aegypter, aber ihr Christenthum ist ein sehr problematisches und von ihren Sitten und ihrer Lebensweise hört man auch nicht viel Erbauliches erzählen. Sie sind unwissend und träge und auch die Reinlichkeit ist nicht eben ihre erste Tugend; dazu sind sie unduldsam, namentlich gegen andersgläubige Christen und in dieser Hinsicht weit schlimmer als die Mohammedaner. Am obern Nil, wo die Einkünfte ihrer sogenannten Klöster allerdings noch geringer sind als in Unter-Aegypten, laufen sie oft schaarenweise und fast durchweg in adamitischem Kostüm, am Ufer umher und werfen sich, sobald sie eine Barke mit Reisenden erblicken, in's Wasser und umkreisen alsdann schwimmend das Schiff mit der Bitte um den landesüblichen Bakschisch. Für christliche Klosterbrüder jedenfalls eine absonderliche Manier, Almosen zu sammeln.

Wir fuhren ruhig weiter, als uns plötzlich der Maler durch einen lauten Ausruf erschreckte, indem er zugleich von seinem Sitz emporsprang: „Meine Herren, eine Fata Morgana!“ Dabei wies er nach Südosten, also gerade nach der Himmelsgegend, auf die wir zufuhren und wo Heluahn lag. Wir kamen sofort in Bewegung und wirklich, er hatte sich nicht getäuscht. Es war eine ganz eigenthümliche, ja wunderbare Erscheinung. Fern am Wüstenrande, wo derselbe den Horizont berührte, sahen wir in ziemlicher Höhe und Breite am Himmel eine Art Landschaft, wie eine

in die Luft gehauchte Zeichnung, nebelhaft und vielfach verschwommen, aber doch in einzelnen Theilen recht gut erkennbar, so namentlich ganz deutlich eine Reihe von Palmen und seitwärts dunklere Schatten, wie von hohen Sykomoren, und darunter einen langen, wellenförmigen Streifen, wie das Ufer eines Flusses. Am merkwürdigsten war uns dabei der Umstand, daß das Luftbild minutenlang sehr klar hervortrat, dann auf kurze Zeit erblaßte, um später in schärferen Umrissen auf's neue wieder zu erscheinen. Das ganze Schauspiel dauerte ungefähr eine gute Viertelstunde, nach deren Verlauf das Bild schwächer und schwächer wurde, bis es zuletzt völlig verschwunden war und wieder derselbe lichtblaue Himmel über dem Wüstenrande stand. Der Maler hatte übrigens bequem Zeit gehabt, die Fata Morgana in sein Skizzenbuch zu zeichnen. Es war die erste, die er sah und auch ich hatte noch keine gesehen, obwohl sie hier in Aegypten nicht zu den Seltenheiten gehört. Wir wissen von glaubwürdigen Reisenden, daß, namentlich in der lybischen Wüste, die Fata Morgana sehr häufig ist und nach der Richtung der fernliegenden Oasen oft stundenlang am Himmel steht und mit einer solchen Klarheit und Deutlichkeit, daß sogar die Kameele der Karawanen davon getäuscht werden und durch Schnauben und Wiehern ihre Freude kundgeben, bald an frische Quellen zu gelangen. Wenn dann das Luftbild verschwindet, so bemächtigt sich der Thiere die größte Abspannung, weshalb auch den wirklichen Wüstenreisen-

den eine Fata Morgana stets eine sehr unwillkommene Erscheinung ist.

Für uns indeß, die wir die dreistündige Wüstenfahrt nur als eine Vergnügungstour mit Aussicht auf ein gutes Frühstück betrachteten, war das Phänomen eine sehr erfreuliche Zugabe, und am glücklichsten fühlte sich der Maler, der auf diese Weise um eine interessante Zeichnung „nach der Natur“ reicher geworden war. Oertlich erklärte uns übrigens der Doktor die Fata Morgana aus einer plötzlichen Biegung des Flusses, der hinter Heluahn einen ziemlich beträchtlichen Bogen beschreibt.

Nun aber versendete, um hier in der afrikanischen Wüste ein Citat Schiller's anzubringen, die Sonne glühenden Brand, und wenn auch, Dank unserm Wagen, unsere Kniee nicht ermattet sanken, so stellte sich doch alsbald der böse Gast, der Durst, wieder ein. Eine zweite Cisterne gab es bis Heluahn nicht mehr, wir nahmen deshalb unsere Zuflucht zu der Korbflasche des Apothekers, aber nur indem wir mit dem Rum von Zeit zu Zeit die Lippen anfeuchteten, was sich als sehr probat erwies.

Wir mochten etwas über zwei Stunden gefahren sein und hatten noch eine gute Stunde vor uns, und natürlich erschien uns diese als die mühsamste. Alle zehn Minuten hielt der Kutscher still, um die Pferde etwas verschnaufen zu lassen, denn es ging bergan; die bisherige noch ziemlich sichtbare Fahrstraße war fast ganz verschwunden, und manchmal sanken die

Räder tief ein in den zusammengewehten Flugsand. Da wir uns links hielten, so näherten wir uns dem Mokkatam mehr und mehr und konnten die weiten, scharfkantigen Schluchten und die gezackten Vorsprünge und Spitzen deutlich erkennen. Der Doktor wies auf eine tiefere und breitere Schlucht und erzählte uns dabei die traurige Geschichte eines Landsmannes, der dort vor einigen Jahren seinen Tod gefunden hatte. Es war ein deutscher Tischler, der in Heluahn in dem dort erbauten provisorischen Hôtel arbeitete, oft Wochen lang dort blieb und nur dann und wann mit irgend einer Fahrgelegenheit nach Kairo kam. Eines Morgens hatte er sich allein und zu Fuße von Heluahn aufgemacht und war nicht in Kairo angekommen. Da er aber dort keine weiteren Angehörigen hatte, so wurde sein Verschwinden erst nach mehreren Tagen bemerkt, und man fing nun an, ihn zu suchen. Mehrere deutsche Arbeiter und einige Araber durchstreiften, unter Anführung des Doktors, die einzelnen Hohlwege des Gebirges und brachten sogar eine Nacht im Freien zu, ohne ihn zu finden. Schon hatten sie die Hoffnung aufgegeben und wollten nach Kairo zurückkehren, als sie in einer kleinen Seitenschlucht, nicht einmal weit von der offenen Wüste entfernt, einen Leichnam entdeckten. Man erkannte ihn nur an den Kleidern, obwohl dieselben sehr zerfetzt waren; der Körper selbst, fast ganz schwarz und stark geschwollen, war bis in's Unkenntliche entstellt. In den Taschen fand man die Uhr und die Baarschaft des Unglück=

lichen, so daß an einen Raubanfall nicht zu denken war, obwohl man sich auch wieder in allerlei Hypothesen über die Todesart erschöpfte. Wahrscheinlich hatte er sich in eine jener Schluchten begeben, um dort während der Mittagshitze auszuruhen, war von einem Sonnenstich getroffen worden, hatte die Besinnung verloren und war liegen geblieben und verschmachtet. Die Leute gruben ein Grab in den Sand, legten die Leiche hinein und wälzten schwere Steinblöcke darauf, um die Hyänen und Schakale, die im Mokkatam viel umherstreifen, zu verhindern, den Todten wieder herauszuwühlen; es war sogar ein Wunder, daß sie ihn noch nicht aufgespürt und daß ihn auch die zahlreichen Adler und Geier bis dahin verschont hatten. So fand ein armer deutscher Landsmann ein trauriges Grab in der fernen afrikanischen Wüste.

Gottlob wurde der schmerzliche Eindruck dieser Erzählung bald durch ein heiteres Bild verscheucht, das sich plötzlich unseren Blicken zeigte. Nachdem wir nämlich den glatten Felsboden einer kleinen Anhöhe passirt hatten und nun wieder bergab fuhren, sahen wir zur Rechten von Neuem das schöne lichtgrüne Nilthal vor uns liegen, mit Mais- und Weizenfeldern und hineingestreuten Palmen und Sykomoren, und der Fluß selbst blitzte segelbelebt aus der Ferne herüber. Zugleich tauchten vor uns weiße Häuser auf, die freilich mitten in der Wüste lagen, aber doch mehr nach der Nilseite hin, und durch die Häuser schimmerte

sogar das Grün einiger Bäume. Das war Heluahn, das Schwefelbad der Wüste, und nach einer kleinen Viertelstunde, in der unsere armen schweißtriefenden Pferde ihre letzte Kraftanstrengung machten, befanden wir uns am Ziel unserer Reise.

* *
*

Heluahn soll schon im grauen Alterthum zur Pharaonenzeit bekannt gewesen sein. Man hat wenigstens einen Grabschacht aufgefunden, der nach Art der alten aegyptischen Königsgräber über 50 Fuß tief in den nahen Felsen hineingearbeitet war und Trümmer eines großen Sarkophages enthielt, die aber leider gar keine Hieroglyphen oder sonstige Inschriften zeigten. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß jene Gegend schon damals bewohnt war, vorzüglich wenn man bedenkt, daß Memphis, nach dem hundertthorigen Theben die größte Stadt des Reiches, nur eine gute Meile davon am jenseitigen Ufer des Nils lag, und daß ganz in der Nähe, wie ich bereits bemerkte, sich die großen Steinbrüche befanden, aus denen die alten Aegypter das Material zu ihren ungeheuren Pyramidenbauten holten. Die erste nähere Auskunft über Heluahn giebt der arabische Geschichtsschreiber Elkendi und zwar in jenem Theil seines Werkes, das von der großen Pest im Jahre der Flucht 70 (690 nach Chr.) handelt. Als die verheerende Seuche auch in Fostat, dem jetzigen Alt-Kairo (das heutige eigentliche Kairo existirte damals noch nicht), ausgebrochen war, ver-

ließ der damalige Herrscher Abdul-Asis die Stadt und siedelte nach Heluahn über. Sein Hofstaat, seine Beamten und ein großer Theil seiner Soldaten begleiteten ihn, und da ihm der Ort sehr gefiel, so nahm er daselbst seinen dauernden Wohnsitz. Paläste, Häuser und Moscheen entstanden, zuletzt eine große Stadt; Dattelpalmen und Weinstöcke wurden gepflanzt und auch von Quellen spricht der Geschichtsschreiber, bei denen sich der Khalif mit Vorliebe aufgehalten habe. Abdul-Asis starb im Jahre 86 (706 n. Chr.) und seine Leiche wurde mit großem Pomp den Nil hinunter nach Fostat gebracht, wo unter den Khalifengräbern der Wüste noch heute sein verfallenes, wenn auch nicht verbürgtes Grabmal gezeigt wird. Auch ein anderer arabischer Historiker, Macrisi, erzählt bei Gelegenheit der Regentschaft Abdul-Asis' von Quellen, die man in der Wüste aufgefunden und nach Heluahn geleitet habe, so daß wir nicht zu viel sagen, wenn wir behaupten, daß dieselben schon vor mehr als tausend Jahren bekannt waren. Denn da der Nil ganz in der Nähe vorbeifloß, so können unter jenen Quellen keine von süßem Wasser gemeint sein, sondern es ist mehr als wahrscheinlich, daß es die Schwefelquellen waren, die der Khalif zu seinem Gebrauch in seinen Palast leiten ließ. Man hat auch bei den Nachgrabungen in neuester Zeit zur Herstellung der jetzigen Bäder unzweifelhafte Spuren eines uralten Bassins entdeckt und Ueberreste eines gemauerten Kanals, die diese Vermuthung sehr glaubwürdig machen.

Diese Ruinen, denen leider auch die Inschriften fehlten, lagen über vier Meter tief unter dem Schutt, in welchem man überdies, als er fortgeräumt wurde, eine große Menge von verarbeiteten Granit- und Marmorblöcken und von zerbrochenen Glas- und Thongefäßen fand, wie man dergleichen überall in Aegypten auf den Schutthügeln der untergegangenen Städte antrifft. Wie freilich, im Laufe der späteren Jahrhunderte, die Stadt Heluahn wieder dem Untergange anheimfiel, bis zuletzt nichts mehr davon übrig blieb und die öde, schweigende Wüste wieder in ihr altes Recht trat — darüber fehlen alle historischen Nachrichten, und sogar die sonst so genauen und in alle Einzelheiten eingehenden Berichte der französischen Expedition unter Bonaparte sprechen von Heluahn mit keiner Silbe.

Unter Mohammed Ali, der ja bekanntlich nach allen Richtungen hin als der Regenerator des heutigen modernen Aegyptens angesehen werden muß, finden wir zuerst wieder eine Erwähnung von Heluahn und zwar auf der großen Specialkarte des französischen Ingenieurs Linant, wo der Ort mit dem Zusatz „sources d'eau minérale" verzeichnet steht, aber zu einer wirklichen Benutzung der Heilquellen kam es auch damals nicht.

Der Nachfolger Mohammed Ali's, Abbas Pascha, ließ die eine zu Tage getretene Quelle nothdürftig einfassen, denn die Heilkraft des Schwefelwassers war in den unteren Volksklassen von Kairo nach und nach be-

kannt geworden und viele arme Leute, die an Rheumatismus und Hautkrankheiten litten, pilgerten durch die Wüste nach Heluahn, um dort zu baden. Auch seine Soldaten, bekanntlich seine Lieblinge, sandte der Vicekönig zu demselben Zwecke dorthin, aber zu irgend welcher größern und umfassendern Einrichtung wollte er sich nicht verstehen. Unter seinem Nachfolger Saïd-Pascha ging es nicht besser und Heluahn schien nach und nach wieder gänzlich der Vergessenheit anheim zu fallen, als glücklicherweise unter dem jetzigen Vicekönig die Sache eine ganz andere Gestalt gewann. Das Verdienst gebührt hier in erster Reihe einem deutschen Arzte, dem Doctor W. Reil, der die Angelegenheit mit außerordentlicher Energie und großer Sachkenntniß, sobald er einmal die nöthige Vollmacht dazu erhalten hatte, betrieb und seine Bemühungen, wenn auch anfangs nicht ohne Schwierigkeiten und Kämpfe, mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt sah.

Zunächst und vor Allem galt es, einen praktischen Erfolg von der großen Heilkraft der Heluahn'schen Schwefelquellen zu erzielen, von der unser Landsmann, der dieselben längst kannte, fest überzeugt war, um alsdann mit dem erlangten Resultat vor den Vicekönig hinzutreten und dadurch die Bitte um eine genügende Subvention zu begründen. Dr. Reil versah sich zu dem Ende, wie er in einer kleinen interessanten Schrift*) sehr humoristisch erzählt, mit einer gan-

*) „Die warmen Schwefelquellen von Heluahn bei Kairo", welcher Schrift wir viele der obigen stati-

zen Musterkarte von allerlei chronischen und sonstigen Hautkrankheiten und Rheumatismen, repräsentirt durch eben so viele Patienten, die eingewilligt hatten, sich seiner Behandlung im Wüstenbade anzuvertrauen, und machte sich mit ihnen im Frühjahr 1871 getrost auf den Weg. Das Unterkommen war allerdings sehr primitiv und gewissermaßen nach Beduinenart, aber dies erhöhte gerade für die Theilnehmer den Reiz der originellen Expedition. Man campirte unter Zelten, denen man aber alsbald mit Hülfe von Arbeitern eine Bretterhalle hinzugefügt hatte, „die als Speisesaal und Conversationssalon diente“. Die bereits vorhandenen Bassins wurden zu einer Piscine und zu einer Douche eingerichtet und schon in den nächsten Tagen begann die Bade- und Trinkcur, an der auch die Gesunden theilnahmen und die bei Allen von der vortrefflichsten Wirkung war.

Die Kranken wurden gesund und die Gesunden wurden gesünder, und der arabische Koch, den man gleichfalls mitgenommen hatte, mußte seine ganze Kunst aufbieten, um den kulinarischen Anforderungen seiner ewig hungrigen Gäste gerecht zu werden. Die herrliche, ebenso reine wie kräftige Wüstenluft, Ausflüge nach Osten in das nahe Gebirge, oder nach Westen in die Palmenwälder des Nils, endlich das großartige Panorama der jenseitigen Pyramidengrup-

stischen Details entnommen haben, wie wir überhaupt dem Verfasser für manchen sonstigen Wink und Nachweis sehr dankbar sind.

pen, verbunden mit einem stets heitern Himmel, der sich namentlich Nachts in voller Mond- und Sternenpracht entfaltete — dies Alles trug sehr zur Verschönerung des Aufenthaltes bei, und noch heute, wo Dr. Reil längst, als Direktor von Heluahn, dort eine elegante Villa bewohnt, und wo das Etablissement selbst mit verschiedenen Hôtels und Landhäusern, mit Garten- und Parkanlagen einen stattlichen Eindruck macht, spricht unser Landsmann mit Vorliebe von jener Robinsonade, die der eigentliche Ausgangspunkt der ganzen spätern glücklichen Entwickelung war. Denn es fiel nun nach dem ebenerwähnten überaus günstigen Erfolge nicht schwer, den Vicekönig für das Unternehmen zu gewinnen, und wo es etwa noch fehlte und wo sich unerwartete Schwierigkeiten entgegenstellten (denn hier im Orient geht gar viel Derartiges nicht so rund und glatt ab, wie bei uns zu Hause), da half Dr. Reil's unermüdliche Thätigkeit und aufopfernde Hingabe Alles überwinden.

Dies zur Einleitung, damit der Leser doch einigermaßen den Ort kennt, wo wir nach unserer dreistündigen Wüstenfahrt anlangten. Wir nahmen nur ein kleines Frühstück ein, um uns den Appetit für die Table d'hôte nicht zu verderben, denn die Wüstenluft macht hungrig und das verspürten wir auch an uns. Das Hôtel, wo wir abgestiegen, war nur ein provisorisches; der neue Gasthof, das eigentliche Badehôtel, ein stattliches, massives Gebäude, war in seiner innern Einrichtung noch nicht fertig, aber gerade dies Pro-

visorium erschien uns in dieser Umgebung sehr interessant. Es war ein längliches Quadrat von nur einem Stockwerk, in der Mitte ein Garten, und die Zimmer ringsherum waren außerdem noch mit einer offenen Holzgalerie nach Schweizerart versehen. Die Einrichtung der Zimmer war natürlich sehr einfach: an der einen Wand, ihrer ganzen Länge nach, ein Divan, ferner einige Tische und Stühle, und gegenüber das Bett mit dem unumgänglichen Moskitonetz. Durch die offenen Fenster und Thüren wehte die frische Wüstenluft und schaute der kristallklare, blaue Himmel herein. In dem andern großen Hôtel, das, wenn der Leser dies liest, längst vollendet ist*), herrscht Komfort und Eleganz nach europäischem Zuschnitt, mit Billard- und Lesezimmer und großem Speise- und Konversationssaal, ganz wie in einem Badeorte bei uns daheim.

Unser erster Weg galt dem Direktor, den wir aber nicht zu Hause, sondern draußen aufsuchen mußten, und zwar mitten unter den Arbeitern, weil ihm die Oberleitung der verschiedenen Bauten oblag. Er empfing uns mit deutscher Herzlichkeit, der Doktor und der Apotheker waren alte Bekannte, aber auch wir beiden Anderen, der Maler und ich, fühlten uns bald

*) Auch die Eisenbahn ist im Januar 1877 eröffnet worden und viele neue Villen und Häuser sind inzwischen entstanden, so daß die Zukunft Heluahn's nicht allein völlig gesichert erscheint, sondern eine glänzende zu werden verspricht.

in seiner Gegenwart heimisch und gemüthlich. Dr. Reil ist eine jener glücklichen biedern und offenen Naturen, die sofort Vertrauen erwecken, was bei einem Arzt doppelt hoch anzuschlagen ist, und wir merkten schon in der ersten Stunde unseres Zusammenseins, daß der Vicekönig zu diesem keineswegs leichten Posten wohl schwerlich einen bessern Mann hätte finden können als gerade ihn.*)

Die Anlage des ganzen Etablissements ist sehr großartig, vorzüglich wenn man bedenkt, daß Alles in der nackten, todten Wüste geschaffen, also aus dem Nichts hervorgerufen werden mußte. Die Grundbedingung hierzu war vor Allem das Wasser; es ist das belebende Princip, und hier in Aegypten mehr als irgendwo sonst in der Welt. Es galt mithin, das Wasser des Nils, der allerdings in der Nähe, aber doch noch immer eine gute halbe Meile entfernt ist, nach Heluahn zu leiten; ein breiter Kanal wurde gegraben und ein am Ufer stehendes dampfgetriebenes

*) Trotzdem ist Dr. Reil später von der Direktion zurückgetreten und dieselbe wurde dem Architekten Franz-Bey übertragen, gleichfalls einem Deutschen, der schon über zwanzig Jahre in Kairo ansässig ist und zu den achtbarsten Mitgliedern der Kolonie gehört. Die Ursachen dieses Wechsels haben wir hier nicht näher zu untersuchen; das Verdienst des Dr. Reil, als des eigentlichen Schöpfers von Heluahn, wird indeß dadurch nicht geschmälert, und die Brustkranken, die einen längeren Aufenthalt im Bade nehmen wollen, wenden sich nach wie vor an ihn um Rath und Auskunft.

Pumpenwerk schafft das Wasser durch diesen Kanal in zwei große Reservoirs, von wo aus es über den ganzen Ort vertheilt wird. Alles Weitere folgte darauf in naturgemäßer Entwickelung, freilich nicht ohne bedeutende Kosten. Wege wurden geebnet und mit Bäumen bepflanzt, Nilschlamm und gute Erde massenhaft angefahren und Gärten angelegt, und da es den neuen Anlagen nicht an Wasser fehlte, so gediehen sie vortrefflich. Zu gleicher Zeit wurde der Bau eines Badehauses in Angriff genommen, vor der Hand mit vierzehn Badezellen, einer Rotunde und den übrigen Zimmern und Sälen, auch mit einem besonderen Flügel für den Vicekönig und seine Familie. Im Ganzen hatte man neun Schwefelquellen entdeckt und „gefaßt", von denen drei eine solche Quantität Wasser lieferten, daß sie vor ihrem Abfluß in die Wüste einen anderthalb Meter tiefen und fündundzwanzig Meter langen und breiten cementirten Teich füllten, der als große Piscine den Badegästen zum Schwimmen dienen sollte.

Wo man übrigens auf dem weiten Terrain nur einige Meter tief in den Wüstenboden grub, da stieß man fast immer auf Wasser von unterirdischen Quellen, weshalb auch Dr. Reil den Boden sehr passend mit einem getränkten Schwamme vergleicht. Diese Quellen sind zweierlei Art: Salz- und Schwefelquellen. Die letzteren sind allerdings die zahlreichsten und bedeutendsten, aber auch die ersteren, von denen man bis jetzt drei entdeckt hat, sind werthvoll. Ihr Wasser

hat große Aehnlichkeit mit dem Karlsbader Mühlbrunnen, eignet sich vortrefflich zu Soolbädern und kommt in Krügen zur Versendung. Die warmen Schwefelquellen haben durchschnittlich eine Temperatur von 20—30 Grad Réaumur und die chemische Analyse stellt sie ebenbürtig neben die besten europäischen,. (z. B. den Aachenern) und viele überraschend glückliche Kuren haben dies in den letzten Jahren auf das glänzendste bewiesen.

Die Glocke des Badehauses rief uns zur Table d'hôte, was uns sehr willkommen war, denn die Hitze draußen war mittlerweile ächt afrikanisch geworden. In dem hohen und mit großer Eleganz dekorirten Speisesaal war es dagegen verhältnißmäßig kühl und, was uns noch wichtiger erschien, das Menu war vortrefflich. Als wir so zwischen den anderen Badegästen zu Tische saßen und uns die Gerichte der feinen französischen Küche wohlschmecken ließen, mußten wir uns wirklich daran erinnern, daß wir uns in der arabischen Wüste befanden; nach unserer nächsten Umgebung, bei so gutbesetzter Tafel, auf welcher sogar das Eis nicht fehlte, hätte man sich weit eher nach Baden-Baden, Ems oder sonst einen vornehmen deutschen Badeort versetzt glauben können. Nach Tische besichtigten wir die in demselben Gebäude liegenden und bereits oben erwähnten reservirten viceköniglichen Gemächer, von denen uns das eigentliche Bad am besten gefiel. Es besteht aus einer großen Rotunde mit Oberlicht, von der man nach vier Seiten hin in ebensoviele Badezimmer gelangt.

Diese sind mit ächt orientalischem Luxus ausgestattet und zwar jedes in einer besonderen Farbe, blau, roth, grün und lila; die Wände in bunter Mosaik, und Marmor, Malerei und Vergoldung sind nirgends gespart. Die übrigen Räume mit ihren kostbaren Teppichen, Portièren, Spiegeln, Divanen und Sesseln sind ganz im französischen Geschmack und direkt aus Paris verschrieben, für das der Khedive nun einmal eine ausgesprochene Vorliebe hat, wie er denn überhaupt mehr französisch als arabisch oder türkisch spricht. Wir möchten ihn gern mehr dem ernsteren und solidern deutschen Wesen und Geschmack zugeneigt sehen, aber zur Zeit ist dafür noch wenig Aussicht. Nur in militairischen Dingen läßt er, nach dem letzten großen Kriege, Deutschland volle Gerechtigkeit widerfahren, und Herr Krupp in Essen hat an ihm einen guten Kunden, obwohl man nicht recht weiß, was er mit all den Geschützen bezweckt, er müßte denn anders ... doch da komme ich unversehens in die Politik hinein, die gottlob mit meinem heutigen Gegenstande nichts zu thun hat.

Nach Tische lud uns Dr. Reil, der als „Strohwittwer“ mit uns gespeist hatte, weil seine Familie in Alexandria war, zum Kaffee in seine Villa. Diese war an sich schon sehenswerth und wenn sie am Rhein oder an der Elbe stände, würde sie gewiß von neugierigen Besuchern nie leer werden. Sie ist halb in arabischem, halb in europäischem Stil erbaut und besteht nur aus einem Stockwerk über einem hohen

Souterrain. Der Hauptraum ist auch hier wieder ein großer achteckiger Saal, der sein Licht von oben erhält, und um diesen Saal herum laufen die verschiedenen übrigen Zimmer. Die Einrichtung ist überaus geschmackvoll, der große Saal sogar sehr reich an Stukkatur und schönen Malereien. Mir wollte aber das Studirzimmer des Hausherrn am besten gefallen, mit seiner hübschen Bibliothek, seinen physikalischen Instrumenten und allerlei naturwissenschaftlichen Raritäten; als Studirzimmer eines deutschen Gelehrten hier mitten in der Wüste jedenfalls einzig in seiner Art. Das Schönste in seiner Villa war aber unstreitig ihre offene Veranda, von blühenden Schlinggewächsen umlaubt und mit freier Aussicht auf die nahe und ferne Umgebung. Und welch' eine Aussicht! Zunächst über die weite, lichtgelbe Wüste der Nil mit seinen saftgrünen Saatfeldern und Palmengruppen und weißbesegelten Barken, und jenseits des schimmernden Flusses von Neuem die blendende Wüste, aber hier mit einer langen Reihe von Pyramiden gekrönt, rechts die von Gizeh, die gewaltigsten, wie scharfkantige Felsenmassen, und dann die allerdings weniger hohen, aber doch noch immer kolossalen von Abusir, Sakkarah und Daschur, achtzehn im Ganzen! Je nach dem Stande der Sonne erscheinen sie verschieden gefärbt, bald silberglänzend, bald röthlich angehaucht, bald lichtbraun, bald wie schwarze Riesenschatten, aber immer das gelbe Wüstenband mit dem blauen Himmel darüber als Hintergrund. Das ist ein Anblick, so wunderbar und

großartig und zugleich so alleinzig in der Welt, daß man ihn wohl nie im Leben wieder vergißt, wenn man das Glück gehabt hat, ihn zu genießen. Unser Maler hatte bereits sein Skizzenbuch hervorgeholt und zeichnete sehr eifrig, doch was ist ein kleines, todtes Bild, wenn auch künstlerisch noch so vollendet, gegen eine solche gigantische Realität? Aber bin ich selbst besser daran mit meinen obigen paar Worten, die mir fast nüchtern vorkommen Angesichts eines solchen Gegenstandes?

Das Panorama von der andern Seite der Villa, nach Osten hin, ist, wenn auch nicht so bedeutend wie das westliche, so doch noch immer sehr malerisch und schön. Zunächst wieder die eintönige Wüste, aber hinter ihr der Höhenzug des Mokkatam mit seinen zerklüfteten Felsenthälern, wildromantisch und schauerlich, vollends wenn man ein gutes Fernrohr darauf richtet und die schwarzen Schluchten und Höhlen zum Erschrecken nahe vor sich liegen sieht; aber Alles ist eine öde, schweigende Steinwildniß, ohne Strauch und Baum, nicht einmal der Proletarier unter den Wüstenpflanzen, die Kaktusfeige, gedeiht dort. Hyänen und Schakale dagegen hausen dort in Menge und kommen oft in hellen Mondnächten, vom Hunger getrieben, bis in die Ebene herab nach Heluahn, doch sie sind feige und fürchten den Menschen, der sie seinerseits gern aufsucht, um in lustiger Waidmannsgesellschaft Jagd auf sie zu machen. Auch schlanke, leichtfüßige Gazellen mit treuherzigen Augen zeigen sich auf den

höchsten Felsvorsprüngen, und tiefer hinein, in den unwegsamsten Klüften, der Steinbock, als köstlichste Jagdbeute, aber sehr schwer zu erlangen. Graue Füchse und Wüstenhasen sieht man dagegen am Fuße des Gebirges häufig, und zur Vervollständigung des Bildes schweben zahlreiche Geier und Falken beständig über den Steinklippen und von der Nilseite steigen die Silberreiher mit sanftem Flügelschlage in die blaue Luft. Ein Badegast mithin, der zugleich Jäger ist (und wer es nicht ist, der wird es hier leicht), würde in Heluahn prächtige Ausbeute finden und eine bessere und gesündere Unterhaltung als Roulette und trente et quarante. Dabei braucht er keinen Jagdschein zu lösen, denn in Aegypten herrscht unbedingte Jagdfreiheit.

Die Siesta, während der Nachmittagshitze, durften wir nach Landessitte nicht vorübergehen lassen, obwohl ich für meine Person nicht zum Schlummern aufgelegt war. Dem Maler ging es ähnlich, er zeichnete eine Skizze nach der andern und rief oft während der Arbeit: „Wer nur die wunderbaren Lichter und Farben auch so leicht auf's Papier werfen könnte, wie sie da vor uns liegen! Aber dazu müßte man ein Tizian oder Rembrandt sein.“ Die anderen Herren hatten sich zurückgezogen, jeder in eine bequeme Divanecke, und ich holte aus unserm Wagen ein Buch, das ich, wie ich zu thun pflege, als Reiselektüre mitgenommen . . . aber was es für ein Buch war, würde der Leser wohl schwerlich errathen. Es war ein Band von Reuter's „Stromtid,“ den ich zufällig kurz zuvor

bei einem Landsmann in Kairo gefunden hatte. Die Trauerkunde von dem Tode Reuter's war gerade in jener Zeit zu uns gelangt und hatte auch bei mir das Gedächtniß an ihn wieder aufgefrischt, so daß ich seine gemüthlichen Geschichtchen gern wieder vornahm. Jedenfalls ein seltsamer Kontrast: der Entspekter Bräsig in dieser Umgebung! Was für lustiges Zeug Der wohl zusammengeschwatzt hätte, wenn er mit von unserer Wüstenpartie gewesen wäre!

Nach der Siesta, als die Hitze schon merklich abgenommen hatte, die übrigens in Heluahn, auch zur Mittagszeit, stets durch einen kühlen Wind vom Flusse her gemildert wird, machten wir uns auf den Weg zur Besichtigung der verschiedenen Neubauten. Aus dem großen Badhôtel schaffte man den letzten Schutt hinaus und die Zimmerleute waren beschäftigt, vor dem Haupteingange eine Veranda aufzurichten. Vor dem Hôtel ist bereits ein Garten angelegt, zu welchem man die wenigen Palmbäume, die man dort von früher vorgefunden, hineingezogen hat. Auf den Beeten, die Morgens und Abends buchstäblich unter Wasser gesetzt werden, blühten Geranien und Rosen; in die Mitte des Gartens soll alsdann noch ein eleganter Kiosk kommen und sogar ein Orchester wird später nicht ausbleiben. Auch verschiedene Privathäuser waren neben den bereits fertigen im Entstehen und ihr Bau wurde emsig gefördert.

Der Vicekönig bewilligt mit gewohnter Liberalität die Terrains zu diesen Bauten gratis; eine Eingabe an den Direktor genügt und man kann sich alsdann

den Platz nach Belieben aussuchen. Auch die nahen Steinbrüche stehen den Unternehmern umsonst zur Verfügung; Alles zur Förderuug und Hebung des Badeortes. Später wird dies natürlich anders werden und wer weiß, wenn nach Jahren Heluahn die Bedeutung und Ausdehnung erlangt hat, die es mit Recht verdient und die wir ihm von Herzen wünschen, so bezahlt man die Bauplätze vielleicht theuer genug. Hunderte von großen und kleinen Kindern, Knaben und Mädchen, und in allen Nüancen der Hautfarbe, vom Hellgelben bis in's Schwarzbraune, zogen, mit ihren sand- und steingefüllten Körben auf dem Kopf, an uns vorüber, die meisten in sehr primitiver Kleidung und alle im Chor und nach einförmigem Takte singend, wie stets bei arabischen Bauten. Sie schienen bei ihren vier oder sechs Piastern Tagelohn ganz vergnügt zu sein und bei Zwiebeln, gequellten Bohnen und Durrahfladen recht gut zu gedeihen. Ich beging die Unvorsichtigkeit, einem der kaffeebraunen Bürschchen, das uns blitzäugig zulachte, eine kleine Münze hinzuwerfen; das war die Losung zu einem allgemeinen Aufstande. Sie umdrängten uns alle lärmend und schreiend und wenigstens hundert schwarze Hände streckten sich nach uns aus. Man hätte alle Taschen voll haben müssen, um dieser stürmischen Anforderung gerecht zu werden. Zum Glück kam ein Aufseher in weißem Turban und blauem Kaftan und vertrieb mit seinem langen Stabe ziemlich unsanft das zudringliche Völkchen und wer Glück hatte, erhaschte noch schnell eine Gabe.

Die Sonne neigte sich stark nach Westen; sie stand bereits über den Pyramiden, deren Spitzen leuchteten, wie wenn frischer Schnee auf sie gefallen wäre. Wir mußten deshalb an die Heimreise denken. Vorher sollten wir aber noch das norwegische Bier probiren, das gerade vor einigen Tagen angekommen war, also aus weiter Ferne; doch die nordischen Biere halten sich am besten in dem heißen aegyptischen Klima. Wir ließen uns die Einladung gern gefallen und fanden das Bier vortrefflich. In Kairo selbst wird freilich auch welches gebraut, das indeß von Kennern, also hauptsächlich von den Deutschen (denn welcher Deutsche wäre kein Bierkenner!), nur mit Achselzucken betrachtet und gar nicht getrunken wird. Wir erfuhren übrigens bei dieser Gelegenheit, daß eine schweizer Aktiengesellschaft sehr bald eine große Brauerei nach deutschem Muster in Kairo anlegen wird, wozu sie die Konzession bereits erhalten hat. „Wieder ein Schritt weiter in der europäischen Civilisation“, bemerkte der Apotheker und wir gaben ihm aus voller Ueberzeugung Recht. Da könnte es am Ende doch noch wahr werden, was kürzlich ein junger Württemberger bei Tische im Hôtel du Nil, erzählte und worüber wir herzlich lachten. Er sagte nämlich, er habe sich bei seinem Pyramidenbesuch in einer Beziehung sehr getäuscht gesehen, denn zu Hause hätte man ihm von vielen Seiten versichert, er würde auf der höchsten von ihnen, der Cheopspyramide, der einzigen, die bekanntlich von den Fremden bestiegen wird, eine deutsche Bierwirthschaft an=

treffen; er habe aber nichts gefunden. Doch was nicht ist, kann werden, auch in Aegypten.

Nun war aber die Sonne dem Untergang nahe, sie lag wie eine große flammengelbe Kugel am Rande des Horizonts, über ihr zog es hin wie rothe Feuerflocken, die zuletzt über den ganzen westlichen Himmel flogen, und die Pyramiden standen haarscharf und schwarz auf diesem lichtgetränkten Grunde. Wenige Minuten später, während die Sonne versank, färbte sich der Gesichtskreis ringsum mattblau und darauf violett, aber über uns glänzte der klare Abendhimmel wie ein goldtopasenes Gewölbe. „Wer das malen könnte!" rief der Maler von neuem begeistert aus und schaute unbeweglich in die verlöschende Gluth und stand noch immer, als sie schon gänzlich erloschen war . . . „wie wenn er den Sonnenuntergang auswendig lernen wollte", bemerkte scherzend der Doktor. Ich fand den Ausdruck sehr zutreffend, denn ein Künstler, der ein solches Naturschauspiel reproduciren will, mag es wohl mit ganz anderen Blicken anschauen als Unsereiner. „Dann vergessen Sie aber auch das Gegenstück nicht", sagte der Apotheker und wies hinter uns nach Osten, wo über dem Mokkatam eine neue, röthlich-silberne Kugel stand, riesengroß und wirklich wie ein Menschenantlitz: der aufgehende Vollmond. Auch dies war ein herrlicher, unvergeßlicher Anblick, denn mit dem höher steigenden Monde wurde es wieder taghell, aber es war ein feenhafter Tag, auf den ich gern das stereotype, nur leider so verpönte Wort

von Tausend und einer Nacht anwenden möchte. — Die gastliche Einladung des Direktors, gleich einige Tage in Heluahn zu bleiben, mußten wir leider wegen des Doktors und des Apothekers ausschlagen, die wieder nach Kairo zurück wollten; wir beiden Anderen, der Maler und ich, hätten sie natürlich gern angenommen; wir stiegen daher auf den Thurm der Villa, der als Observatorium dient, um noch einen letzten Abschiedsblick auf Heluahn zu werfen. Von dieser Höhe aus gesehen, lag der Ort mit seinen wenigen Gebäuden klein zu unsern Füßen. Auf den gefiederten Kronen der Palmen und auf den in langen Reihen gepflanzten Nilakazien schimmerte das Mondlicht wie lichte Thautropfen und nach allen Seiten um uns herum dehnte sich die schweigende Wüste, wie ein blendend weißes Schneefeld. Der Mokkatam lag hinter uns in düsteren, tiefschwarzen Massen und vor uns ragten die Pyramiden gleichfalls wie dunkle Riesenschatten; nur der Nil blickte silbern herüber und über ihm glänzte die Venus wie ein Stückchen reines Gold. Alles so still, so herzergreifend feierlich, daß man wirklich Mühe hatte, sich loszureißen von dem wunderschönen Bilde.

Und doch mußten wir endlich aufbrechen und fuhren bald darauf durch die mondhelle, von der frischen Nachtluft durchwehte Wüste nach Kairo zurück.

VII.

Die Plagen Aegyptens.

Wer mir damals, wo man uns in der Schule die Plagen Aegyptens aus der Bibel vorlas, die dann der Lehrer, so gut es eben ging, erklärte, und wobei wir ein gelindes Grauen verspürten, — wer mir damals gesagt hätte, daß ich dereinst als Mann dieselben (wenigstens diejenigen aus der Insektenwelt) an Ort und Stelle kennen lernen und an mir selbst erproben würde, den hätte ich gewiß mit verwunderten und ungläubigen Augen betrachtet! Und doch ist es so gekommen, und ich sitze jetzt hier an meinem Schreibtische in Kairo am Ufer des Nils und brauche nur den Kopf zu erheben, um jenseits der Palmenwälder die Pyramiden zu sehen, wobei ich, während ich schreibe, in der linken Hand den Fliegenwedel halte, um die lästigen Insekten vom Papier und vom Gesichte zu verjagen; eine Manipulation, in der ich als Neuling noch ziemlich ungeschickt bin. Doch die gute Laune lasse ich mir trotzdem nicht verderben, denn mein heutiger Gegenstand will humoristisch behandelt sein; aber dafür hoffe ich auch, daß mir mancher mitleidige Leser seine Theilnahme nicht versagen wird.

Ich muß indeß einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken, bevor ich zur eigentlichen Leidensgeschichte übergehe. Vor einem strengen alttestamentlichen Exegeten würde ich freilich nicht damit bestehen, aber

hier in einer harmlosen Unterhaltungslectüre wird man es hoffentlich nicht so genau nehmen.

Wir saßen nämlich schon vor längerer Zeit, mehrere deutsche Landsleute, im heiteren Kreise und das Gespräch berührte gar Vieles, zunächst aber Aegypten selbst, unsere neue Heimath, Land und Leute, Sitten und Gebräuche, Licht- und Schattenseiten. Ich brachte wieder mein altes Kapitel von den „Plagen" auf's Tapet. Die meisten lachten und meinten, es sei damit gar nicht so schlimm und ich würde mich mit der Zeit auch noch daran gewöhnen; ja Einer unter uns, ein bekannter Arzt und witziger Kopf, ging noch weiter und behauptete, auch die Plagen zu Mosis Zeit hätten im Grunde nicht viel zu bedeuten gehabt; die alten Aegypter wären nur ungeschickt und unwissend gewesen, sonst hätten sie dieselben weit erfolgreicher bekämpfen können. In dem Munde eines Anderen hätte diese paradoxe Aeußerung nicht wenig Verwunderung und Widerspruch hervorgerufen, aber der Doktor war als Spaßvogel bekannt, der sich immer darin gefiel, die seltsamsten Ansichten und Behauptungen aufzustellen und keck zu vertheidigen. Wir begnügten uns daher mit einem kopfschüttelnden Lachen und ließen ihn fortfahren: „Wie gesagt, meine Herren, es hatte damit wirklich so viel nicht auf sich. Nehmen Sie gleich die erste Plage: die Verwandlung des Nilwassers in Blut. Wer trinkt überhaupt Wasser und vollends damals, wo der köstlichste Wein in Aegypten gebaut wurde, was noch heute die Trauben

von Fajhum beweisen. Wäre der Prophet Mohammed nicht später mit seinem albernen Verbot gekommen, so wäre es vermuthlich noch jetzt so und wir profitirten alle davon; übrigens läßt sich Blut sehr gut trinken, vorausgesetzt, daß es Rebenblut ist. Mit den Fröschen und Heuschrecken ist es ebenso. Ich habe in Paris und im südlichen Frankreich Froschkeulen à la poulette gegessen, die äußerst delikat waren, und hat nicht Johannes in der Wüste monatelang von Heuschrecken und wildem Honig gelebt? Ich ziehe freilich für meine Person ein gutes Beefsteak vor, würde es aber auch im Nothfalle mit Heuschrecken versuchen. Der Hagelschlag mag schrecklich genug gewesen sein, aber wenn es damals schon Hagelversicherungen gegeben hätte, so wäre auch diese Kalamität nicht so groß geworden. Und ein Gleiches gilt von dem Viehsterben. Was ferner die Pest und die schwarzen Blattern betrifft, so gibt es gegen die erstere die Quarantaine und gegen die letzteren die Impfung, und die Finsterniß endlich hätte mich am wenigsten verlegen gemacht, denn man vertreibt sie durch Lichter und Lampen. Wäre ich damals dort gewesen, so hätte ich mir von Pharao die Konzession zur Gründung einer großen Gasgesellschaft erwirkt und ein brillantes Geschäft gemacht. Sie sehen also, meine Herren, daß ich Recht habe, wenn ich behaupte, es habe damals mit den Plagen gar nicht so viel auf sich gehabt."

So unser Doktor, der ohnehin als Arzt das Privilegium hatte, nicht sonderlich an die Bibel zu

glauben. Die Freunde, die indeß den harmlosen Scherz sofort herausfühlten, gaben ihm Recht, und auch ich stimmte ihm von seinem Standpunkte, der allerdings nicht der meinige war, bei, aber doch nur bedingungsweise, indem ich ihm zurief: „Eine Erklärung sind Sie uns schuldig geblieben, cher docteur, und zwar die wegen des Ungeziefers, wegen der L . . . .“ (ich will das häßliche Wort hier nur mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnen). — „Sie haben Recht,“ entgegnete der Doktor, „und diese Plage bringt mich einigermaßen in Verlegenheit. Auch ist es die erste, welche die aegyptischen Zauberer nicht nachmachen konnten und die einzige, von der nicht, wie bei den übrigen, gesagt wird, daß Gott sie auf Bitten Mosis wieder fortgenommen.“ Der Doktor zeigte sich durch diese richtige Bemerkung bibelfester, als ich Anfangs gedacht.

„Sie sprechen hier ein wichtiges Wort aus,“ bemerkte ich, „das auch mir durch den Kopf gegangen ist, und daß Sie des persischen Insektenpulvers nicht erwähnen, beweist, daß auch Sie demselben nur eine sehr beschränkte Kraft zutrauen. Sie räumen selbst ein, daß Gott diese Plage dem bedrängten Volke nicht wieder abgenommen, mithin ein Beweis, daß sie bis auf den heutigen Tag geblieben ist.“

„Der Schluß ist etwas sophistisch,“ entgegnete der Doktor, „aber ich gestehe, daß ich mit dieser Plage nicht so leicht fertig werden kann, wie mit den anderen, und daß ich sie daher, als zu Recht bestehend,

gelten lassen muß.“ Dabei griff er nach dem Fliegenwedel aus Palmenfasern, um sich der Moskitos zu erwehren, die uns, da es gegen Abend ging, auf unserem Balkon heimzusuchen begannen. —

Dies, verehrte Leser und Leserinnen, ist gewissermaßen die Einleitung zu meiner kleinen Arbeit. Die humoristische Erklärung des Doktors gab mir nämlich allerlei zu denken, denn auch mir war die erwähnte Plage von allen übrigen immer als die widerwärtigste erschienen und zunächst deshalb, weil sie bis auf den heutigen Tag fortbesteht. Ja, je länger ich darüber nachdachte und je mehr ich von ihr zu leiden hatte, um so deutlicher wurde es mir, daß diese eine zurückgebliebene Plage die anderen hinreichend ersetzt, und leider mehr als das.

Daß indeß ein solches Thema sehr zart und rücksichtsvoll behandelt sein will, ist so selbstverständlich, daß ich wohl kaum nöthig habe, es noch besonders zu versichern .... ich will daher, um bildlich zu reden, erst ein Paar feine neue Glacéhandschuhe anziehen (unter 6—8 Franken sind hier in Kairo keine zu haben), bevor ich weiter schreibe.

Da ist zunächst die gewöhnliche Stubenfliege, die uns in Aegypten außerordentlich belästigt. Die Leserin lächelt vielleicht und sagt: „ach, wenn es weiter nichts ist, Fliegen haben wir ja auch bei uns und einige Blättchen Fliegenpapier thun da gute Dienste.“ Hier fällt mir wieder der Entspekter Bräsig ein, der in seiner Erklärung von der „Wasserkunst“

zu Havermann sagt: „Das meinst Du, Korl, aber denk' nicht daran." So irrt sich auch die Leserin. Die deutsche Fliege ist ein bloßer Scherz, ein Nichts, im Vergleich zur aegyptischen; und ebenso verhält sich ein deutscher Fliegen*schwarm* zu einem aegyptischen, wie etwa ein Weingläschen zum Heidelberger Faß. Woran dies liegt, — denn es ist ganz dieselbe Art (musca domestica) wie die deutsche, — habe ich noch nicht ergründen können; vermuthlich bilden örtliche und namentlich klimatische Verhältnisse den Hauptgrund; oder sollten wirklich diese aegyptischen Fliegen die direkten Nachkommen derjenigen sein, die damals Moses zur Bekämpfung der Hartnäckigkeit Pharao's heraufbeschwor, und die sich alsdann durch Jahrtausende von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt haben? Der große Linné, der die Insektenwelt durchforscht hat, wie kaum ein anderer Gelehrter, will mit Hülfe des Mikroskops in dem Körper einer einzigen Schmeißfliege die Embryonen von zweitausend Maden entdeckt haben, und Andere haben berechnet, daß die Nachkommenschaft einer einzigen Fliegenmutter in einem Jahre circa achtzig Millionen Fliegen beträgt. Das sind Zahlen, vor denen Einem wirklich angst und bange werden kann. Da begreift es sich auch, daß der arme, also geplagte Pharao zu Allem Ja sagte, was Moses von ihm verlangte, nur daß seine guten Vorsätze mit den verschwundenen Fliegen auch wieder verschwanden. Fliegenpapier würde gegen diese Plage nichts helfen, man müßte denn ganz Aegyptenland

damit bedecken, alle Häuser damit bekleben und alle Zimmer und Wohnräume damit austapeziren. Die Araber ertragen sie indeß mit stoischer Geduld .... Insch Allah, wie Gott will, sagen sie und geben sich nicht einmal sonderliche Mühe, die Plagegeister zu verjagen. Einen kläglichen Anblick bieten die kleinen Kinder, deren ganzes Gesicht oft dergestalt von Fliegen bedeckt ist, daß man nichts sieht, als einen schwarzen Klumpen; und es fällt keiner arabischen Mutter ein, das arme Würmchen dagegen zu schützen; sie waschen überhaupt ihre Kinder nur selten oder nie und lassen sie so schmutzig wie möglich umherlaufen, und zwar aus Furcht vor dem „bösen Blick", der es einem hübschen Kinde zu seinem Verderben anthun könnte. So geht in Aegypten und nicht allein in den unteren Volksklassen, der albernste Aberglaube mit der entsetzlichsten Unreinlichkeit Hand in Hand, und man kann sich das Resultat davon leicht vorstellen. Hier ist noch viel und durchgreifend zu reformiren, bevor es besser wird.

Wir Europäer können uns allerdings in unseren Wohnungen durch gut verschlossene Fenster und Thüren, vorzüglich aber durch Jalousien, die ein mattes Dämmerlicht verbreiten, das die Fliegen nicht leiden mögen, gegen die übergroße Masse derselben schützen, jedoch nicht gegen die Zudringlichkeit und Frechheit derer, die zurückbleiben. Diese übersteigt wirklich alle Vorstellungen und Grenzen. Eine einzige genügt, auch den Geduldsfaden eines Engels zum Reißen zu

bringen. Da ist just eine, die mich schon minutenlang beim Schreiben verfolgt und quält; sie setzt sich auf meine Federspitze und dann auf das geschriebene, noch nasse Wort, und ich sehe deutlich, wie sie mit ihrem Rüssel ein bischen Tinte trinkt; — möge ihr dieser hundertste Theil eines Tropfens zu Gift werden! aber nein! sie fliegt ganz wohlgemuth fort und nicht auf, sondern in meine Nase hinein; . . . ich schlage darnach, und statt einer Fliege fällt ein Tintenklex auf mein Papier. Und dies teuflische Spiel wiederholt sich zehn-, zwanzigmal in einer Viertelstunde! —

Erst gegen Abend, wenn es dunkel wird, haben wir Ruhe vor den Fliegen; aber nur nicht zu früh triumphirt, denn dann kommt eine andere Plage: die Moskitos, und diese können so lästig werden, daß man fast die Fliegen zurückwünschen möchte. Es gibt in Aegypten drei Hauptarten von Moskitos: die helle, die gestreifte und die schwarze, und noch verschiedene Nebenarten, die wir hier unberücksichtigt lassen. Wir haben an jener Trias übergenug. Sie gehören ganz zur Gattung unserer deutschen Mücken, nur sind sie hier im heißen Afrika weit blutdürstiger, und ihr Stich ist weit schmerzhafter. Linné nennt sie culex pipiens und bezeichnet damit zugleich jenes summende Singen, das ihr Umherfliegen begleitet. Unter einem starken Vergrößerungsglase sind es wunderbar gestaltete Thierchen, wahre Schöpfungswunder, obwohl man nicht begreift, was der Schöpfer eigentlich mit ihnen bezweckt hat. Doch unsere Weisheit

ist nicht Seine Weisheit. Aber, wie gesagt, unter dem Mikroskop sind sie bewunderungswürdig. Die zwei Flügel schillern im Regenbogen- und Perlmutterglanze, die gefiederten Fühlhörner der Männchen gleichen prächtigen Straußfedern, und die sechs Füßchen sind selbst noch in dieser Vergrößerung so zart und durchsichtig fein wie Glasstäbchen. Der Körper ist kristallklar und mit zierlichen Zeichnungen geschmückt, aber wenn er mit Blut — mit Menschenblut! — gefüllt ist, wird er zu einem funkelnden Rubin. Der Rüssel ist vollends ein Wunderwerk; er besteht aus zwei Röhren; durch die größere wird das Blut eingesogen, und durch die kleinere fließt in demselben Moment eine giftige Flüssigkeit in die Wunde. Kein italienischer Bravo ist so raffinirt! Dazu der Sirenengesang, den sie anstimmen, wie ein feines, feines Silberglöckchen! Und, was das Schrecklichste ist, — meine Feder sträubt sich fast, es niederzuschreiben, aber es ist eine naturgeschichtliche Wahrheit, — nur die Weibchen stechen; die Männchen sind ganz fromm und harmlos. Das ist ja die umgekehrte Welt. Das Weib, die Mutter, Gattin oder Schwester, ist ja sonst der Inbegriff der Liebe, der Versöhnung und Milde, und hier das gerade Gegentheil. Welch ein schmerzlicher Widerspruch der ewigen Naturgesetze! Doch was hilft dabei alles Philosophiren; die Sache ist, wie sie ist, und der Mensch, der Herr der Schöpfung, vertheidigt sich erbarmungslos gegen seine Feinde; er will unbelästigt durch's Leben gehen,

und wäre es selbst über Leichen, wenn auch nur über Leichen von Fliegen und Mücken.

Es gibt aber, Gottlob, ein probates Mittel gegen beide und namentlich gegen die letzteren: die sogenannte Moustiquaire, das Fliegen- oder Moskito-Netz, und zwar zunächst für die Betten. Ohne ein solches ist in Kairo das Bett eines Europäers gar nicht denkbar, obwohl merkwürdiger Weise einzelne Gegenden der Stadt weniger heimgesucht sind, als andere. Das Fliegennetz, oder richtiger der Moskito-Vorhang, umgibt das Bett in passender Höhe von ein bis zwei Meter und ist von feiner, durchsichtiger Gaze, in den Häusern der Reichen, vorzüglich in den Harems, von feinstem Tüll mit kostbarer Spitzenstickerei. Doch das ist Nebensache; die Hauptsache ist, daß der Vorhang genau von allen Seiten schließt und auch sonst gut gearbeitet ist, ohne das kleinste Ritzchen oder Löchlein, denn die Moskitos würden hineinschlüpfen, und man käme vom Regen in die Traufe, weil sie nicht wieder hinaus könnten und sich alsdann um so gieriger an dem armen Menschenkörper schadlos halten würden. Eine geschickte Hand, — aber sie muß sehr geschickt sein, — pflegt wohl vor dem Zubettegehen die außen am Vorhange sitzenden Moskitos mit der Kerzenflamme leise zu streifen, jedoch flüchtig wie ein Gedanke, um nicht den Vorhang selbst anzuzünden, wie es einem Engländer neulich in unserem Hôtel passirte. Der Gentleman hatte von dieser eigenthümlichen Procedur gehört und sich dieselbe gemerkt. Um Mitternacht

wurden wir durch Feuerlärm geweckt, und eine Menge Gäste lief erschreckt zusammen, die Meisten in sehr primitivem Kostüm: der Engländer hatte seine Moskitos, aber auch den Vorhang mit verbrannt, und die Lohe war zum offenen Fenster hinausgeschlagen. Der Brand war in der nächsten Minute gelöscht, doch wir ließen uns den Vorfall zur Warnung dienen.

Wie über dem Bette, so läßt sich auch Mancher über seinem Schreibtische einen Moskito-Vorhang anbringen, unter welchem er ganz wohlgemuth und geborgen seiner Feinde spottet; ja, ich kenne einen Herrn, der sich eine ähnliche Vorrichtung für seinen Lehnstuhl hat machen lassen, und unter diesem durchsichtigen, aber wohlverschlossenen Zelte täglich sein gemüthliches Nachmittagsschläfchen hält.

Noch eine andere Art von Moskitos gibt es in Aegypten, die sogenannten Sandfliegen, dunkelbraun oder auch schwarz und nicht viel größer als ein dicker Stecknadelknopf. Sie sind trotz oder gerade wegen ihrer Kleinheit überaus lästig, da sie auch durch das Moskito-Netz dringen, wenn dasselbe nicht von sehr dichtem Stoffe ist. In der ersten Zeit meines Aufenthaltes war mir dieses Insekt ein wahres Problem; ich saß ruhig am Schreibtische (d. h. so ruhig, wie man hier überhaupt in Kairo an seinem Schreibtische sitzen kann, denn auf die eine oder andere Weise wird man stets belästigt) und schrieb oder las, und von Zeit zu Zeit schossen immer mehrere glänzend schwarze Punkte blitzartig an meinen Augen vorüber. Ich

meinte Anfangs, es sei eine Hallucination und rieb mir die Augen, bis es mir gelang, eines dieser kleinen Teufelspünktchen zu fangen und unter das Mikroskop zu bringen. „Ein neuer Feind," seufzte ich, nachdem ich das Thierchen betrachtet, „der es auf dein Blut abgesehen hat." Im Volke nennt man diese Sandfliegen sehr bezeichnend: jakul-eskut (sie beißt und schweigt), denn sie summt und singt nicht, wie die anderen Moskitos, sondern sticht nur, und wenn man sie bemerkt, d. h. fühlt, ist es zu spät. Glücklicherweise findet sich die Sandfliege nur in der Wüste und kommt nur strichweise in den südlichen Stadttheilen von Kairo vor, die bekanntlich der Wüste am nächsten liegen. Andere Fliegen- und Moskito-Arten können wir hier unmöglich näher beschreiben, denn wir wollen keine entomologische Abhandlung liefern. Da gibt es z. B. noch eine große, prächtige Fliege mit stahlblauen Flügeln und hochrothem Leibe, stelzenbeinig und schlank, aber durchaus harmlos; alsdann die weniger harmlosen, zollgroßen Wespen und Hummeln, die plötzlich durch das offene Fenster plump hereinsausen, aber nur stechen, wenn man sie angreift. Der Stich einer gewissen Hornißart soll in den heißen Monaten sogar sehr gefährlich sein und kleinen Kindern schon den Tod gebracht haben. Mit dem steigenden Nil erscheint endlich noch eine bunte Moskito-Art, welche die Ufer des Flusses geradezu unsicher macht. Ich speiste einmal im vorigen Sommer bei einer befreundeten Familie, die in jener Gegend eine hübsche Villa be-

wohnt, zur Nacht, d. h. richtiger, ich sollte dort zur Nacht speisen, denn als wir in das Eßzimmer traten, war die ganze, sauber gedeckte Tafel mit allen darauf stehenden Gerichten schwarz von Moskitos. Man hatte die große, nach dem Nil hinausgehende Balkonthür zu schließen vergessen, und die hellen Lampen hatten die ungebetenen Gäste zu Hunderttausenden, ja zu Millionen, angezogen. Wir waren genöthigt, uns in ein anderes Zimmer zurückzuziehen mit den Resten der Mahlzeit, die glücklicherweise noch in der Küche geblieben waren, vorlieb zu nehmen. —

Wir kommen jetzt zu einem andern Thierchen, das auch bei uns in Deutschland wohlbekannt ist, wenngleich es dort niemals zu einer solchen Landplage wird, wie hier in Aegypten. Ich weiß wohl, man darf seinen Namen in der guten Gesellschaft eigentlich nicht aussprechen, obwohl ich dies, aufrichtig gestanden, für eine übertriebene Prüderie halte. Wenn unser größter Dichter in seinem bedeutendsten Werke den ungezogenen Patron ganz ungenirt bei seinem wahren Namen nennt — „Es war einmal ein König u. s. w." — so meine ich, sollte es doch Unsereiner auch thun dürfen. Im südlichen Europa ist man in dieser Beziehung übrigens schon natürlicher, und wenn z. B. die schöne Donna in ihrer Loge im San Carlo-Theater zu Neapel einen dieser kecken — Springer will ich also lieber sagen — auf ihrer zart behandschuhten Hand entdeckt, so bläst oder schnippt sie ihn einfach ins Parterre hinab und läßt sich dadurch in ihrem Gespräche nicht unterbrechen.

Linné nennt ihn pulex irritans und charakterisirt ihn mit diesem Beiworte vortrefflich, denn er irritirt uns wirklich in hohem Grade. Auch seine Zahl ist hier in Aegypten Legion, und er macht keinen Unterschied zwischen Hoch und Niedrig. In den vornehmsten Kreisen kann man oft einen Herrn oder eine Dame plötzlich eine lebhafte Handbewegung machen sehen, und eine zufriedene Miene dazu, die sich auf deutsch etwa mit den Worten übersetzen ließe: „Gottlob! endlich hab' ich dich!“ Da aber alle Welt, vom Höchsten bis zum Geringsten, solchen Eventualitäten unterworfen ist, so nimmt Niemand Anstoß daran; ja es ist gar nichts Seltenes, daß zwei Freunde, wenn sie im gemüthlichen Gespräch begriffen sind, sich den kleinen Liebesdienst gegenseitig leisten, und daß der Andere gar keine weitere Notiz davon nimmt und nicht einmal „danke“ sagt. Der Monat April ist der schlimmste, man nennt ihn deshalb auch den Fl . . monat, wie wir daheim den Mai den Wonne- und den Juni den Rosen-Monat nennen. Alsdann meint man wirklich in manchen Parterre-Wohnungen, die sonst ihrer Kühle wegen sehr beliebt sind, die alte Pharaonische Plage wäre wieder hereingebrochen, und man wünscht einen Moses herbei zur Erlösung. Dazu kommt der ebenso lächerliche, wie empörende Umstand, daß der eigentliche Araber, d. h. der strenggläubige Moslim, niemals ein solches Thierchen, wie überhaupt kein Insekt, tödtet, weil ihm dies der Koran verbietet; er fängt es blos und setzt oder wirft es anderswohin: „Kriech', fleuch oder springe

weiter, wie es dir beliebt, aber mich lass' in Ruhe." Gottlob denken nicht Alle so, sondern befolgen, wie wir, den Goethe'schen Grundsatz:

„Wir knicken und ersticken
Doch gleich, wenn einer sticht." —

Ich gehe weiter, — und es kommt, — doch reden wir lieber lateinisch, — Pediculus, auch Pediculina genannt. Wie klingt das hübsch und elegant, fast wie italienische Musik. Und doch bezeichnet dies Wort gerade jene Insekten-Familie, die wir am meisten verabscheuen, und deren Namen, wenigstens den deutschen, wir noch weit weniger als den vorhergehenden aussprechen dürfen. Sie bildeten die schreckliche dritte Pharaonische Plage und die erste, welche die aegyptischen Zauberer nicht nachmachen konnten. „Und Jehova sprach zu Moses: Sprich zu Aron: Strecke deinen Stab aus und schlage den Staub des Landes, so wird er zu Ungeziefer werden in ganz Aegyptenland. Und sie machten es so: und das Ungeziefer war auf Menschen und Vieh." Die Exegeten haben sich später vielfach herumgestritten, wie eigentlich der Ausdruck der Vulgata „sciniphes" zu übersetzen sei, bis Luther kam und das einsilbige deutsche Kernwort dreist dafür hinschrieb; doch auch dies wurde wieder angefochten, so daß wir, um sicher zu gehen, die Linné'sche Benennung vorziehen. So viel ist außerdem gewiß, daß diese Pediculi bis auf den heutigen Tag in Aegypten geblieben sind und die unteren Klassen gewaltig heimsuchen, bei denen leider der Gebrauch des Wassers

und der Seife noch lange nicht in dem Maße verbreitet ist, wie man nach den sonstigen großen Kulturfortschritten im Lande denken sollte. Die täglichen Waschungen, die der Koran zu den verschiedenen Gebetsstunden vorschreibt, sind durchaus illusorisch und erinnern sehr an jenen italienischen Hirtenknaben, zu dem ein Maler sagte: „Ich will eine von deinen Händen abzeichnen, aber erst geh' hin und wasche dich," und der darauf ganz naiv fragte: „Welche Hand soll ich denn waschen?"

Ein anderes Mitglied der ominösen Sippschaft, das bei Allen, die es kennen, in sehr schlechtem Geruche steht, kann man schon leichter nennen, seitdem es nämlich Heine besungen:

„ . . . Wenn du sie zerdrückst, der Mißduft
Quält dich dann die ganze Nacht.
Schrecklich (wie Aegyptens Plagen)
Ist der Kampf mit Ungeziefer,
Dem Gestank als Waffe dient:
Das Duell mit einer Wanze!"

Die aegyptische ist noch dazu doppelt so groß wie die europäische und hat einen gewölbten Rücken, ist also für Entomologen sehr interessant. Schrieb mir doch noch kürzlich ein eifriger Insektensammler aus Deutschland: „Da Sie das Glück haben" (ein eigenthümliches Glück, fürwahr!) „die große aegyptische Wanze dort zu besitzen, so würde ich Ihnen für Uebersendung einiger recht schöner Exemplare sehr dankbar sein. Hier bei uns existirt sie leider nicht." Dies

„leider" war wirklich köstlich. Aber da ich, selbst früher ein Sammler, aus Erfahrung weiß, welch eine Freude man einem Kollegen durch dergleichen Gefälligkeiten machen kann, so holte ich aus unserem arabischen Bedientenzimmer einige „recht schöne" Exemplare, — ich hätte sie dort leicht zu Dutzenden finden können, — tödtete sie mit Spiritus und legte sie dann fein säuberlich in meinen nächsten Brief. Die Wanze hat übrigens in Aegypten eine archäologische Bedeutung, da man sie auch in den Mumiengräbern gefunden haben will, — haben will, sage ich, da mir jeder nähere Beweis fehlt, desgleichen für die andere Behauptung, die ich kürzlich von einem Gelehrten hörte, daß man nämlich oft unter den Hieroglyphen Bilder und Zeichnungen fände, die sich ganz unzweideutig auf die oben geschilderten Insekten bezögen. Immerhin möglich, denn der Skarabäus, der für heilig gehalten wurde und der den Königen zum Schmuck diente, ist ja auch nur ein gewöhnlicher, schwarzer Käfer, der noch dazu in einem Elemente lebt, das aus nichts weniger als aus Rosen und Rosenduft besteht. — Dieser Gedankenstrich bedeutet einen Ruhepunkt in meiner Arbeit, denn wir haben Gottlob das Schlimmste hinter uns, d. h. diejenigen Plagen, die uns hier in Aegypten mehr oder weniger täglich, einzeln oder vereint, heimsuchen. Um aber bei der Wahrheit zu bleiben, wollen wir doch hinzusetzen, daß uns auch allerlei Mittel und Wege zu Gebote stehen, um uns einigermaßen zu vertheidigen

und zu schützen. Dahin gehört in erster Reihe Reinlichkeit, wozu das köstliche Nilwasser die Hand bietet, — wohl verstanden, nicht mohammedanische, sondern christliche Abwaschungen, nach Art der Samstagsreinigungen am Rhein und in Berlin, die uns daheim so oft übertrieben erschienen und uns verdrießlich gemacht, die wir hier aber als etwas Herrliches begrüßen; alsdann Morgens und Abends in allen Zimmern frische Luft, wie sie von der nahen Wüste hereinweht, und über Tag dichtgeschlossene Fenster und Jalousien; — da läßt es sich schon aushalten, und die Gewohnheit thut dann das Uebrige. Dieser letztere Trost ist freilich ein schlimmer Trost, aber es ist einmal nicht anders: Man wandelt eben nicht ungestraft unter Palmen.

Wandeln wir aber trotzdem noch ein wenig weiter. Die Heilige Schrift sagt: „Gehe hin zur Ameise, du Fauler, und lerne!“ Aber damit sind nur die Müßiggänger gemeint und nicht wir anderen ehrlichen Leute, die wir hier gewissenhaft arbeiten und, sei es im Dienste der Regierung, sei es im Handel oder sonst in einem Geschäfte, redlich unser Brod verdienen, ach, zumeist im Schweiße unseres Angesichtes, bei dreißig und fünfunddreißig Grad Réaumur im Schatten! Doch die Ameise versteht es anders; wenn wir nämlich nicht zu ihr gehen, so kommt sie zu uns, und so wenig uns auch an ihrem Besuche liegt, so müssen wir ihn uns doch gefallen lassen. Es giebt eine ganz kleine, schwarze Art, das einzelne Thierchen

kaum eine Linie lang, und diese wird oft zur größten Plage. Sie ist überall und nirgends; überall, wo es etwas zu naschen giebt, sei es auch nur ein Restchen Zuckerwasser oder ein Teller mit Kuchen oder Konfitüren, — in der nächsten Minute ist Glas und Teller Ein schwarzer, wimmelnder Klumpen; — und auch wieder nirgends ist sie, so lange sie nichts für ihre Freßzangen findet. Glücklicherweise scheuen diese Ameisen die Hitze des Kochherdes. Und doch sind die Fälle nicht selten, wo ganze Häuser verlassen werden mußten, weil sie wegen der Ameisen unbewohnbar geworden waren. Dann gibt es noch eine große viertelzolllange Art, die draußen lebt und nur selten in die Häuser kommt. Ihr Biß ist schmerzhaft, und man hat sich sehr vor ihnen in Acht zu nehmen, wenn man ein Stündchen im Garten oder sonstwo im Freien sitzt. In Ober-Aegypten findet man noch die weißen Ameisen, die oft zu einer entsetzlichen Landplage werden. Sie zernagen Alles, namentlich Leder, und wer fahrlässig beim Zubettegehen seine Schuhe auf dem Boden hat stehen lassen und sie nicht an kleine, eigens zu diesem Zweck angebrachte freischwebende Hölzchen gehängt hat, der findet sie am nächsten Morgen buchstäblich ohne Sohlen, — ein Malheur übrigens, das nur dem Fremden passiren kann, da die dortige Bevölkerung durchweg barfuß geht, oder, wenn es hoch kommt, geflochtene Sandalen aus Palmenfasern trägt.

Aber die Ameisen zu beobachten, ist äußerst amü-

sant. Man legt z. B. ein Stückchen Zucker auf die Fensterbank, wo gar keine Ameise zu sehen ist. Nach wenigen Minuten ist schon eine da, dann zwei und drei, wie ausgeschickte Vorposten, aber sie verschwinden schnell durch ein unscheinbares Ritzchen und haben vermuthlich den Schmaus gemeldet, denn nun kommen schon mehrere, die aber auch immer noch wieder umkehren und neue Mannschaft holen. Nach weiteren zehn Minuten ist Alles schwarz von den naschhaften Thierchen, und der Zucker ist fort. Nun bläst man dazwischen wie ein Sturmwind, — und „Alles rennet, rettet, flüchtet", und nicht Eine ist mehr zu finden. Der feine Geruch der Ameisen übersteigt alle Vorstellung. Linné, unser alter Gewährsmann, hing einst mitten unter dem Plafond eines großen Saales ein mit Konfitüren bestrichenes Läppchen an einem langen Pferdehaar auf; am andern Morgen war das Läppchen mit Ameisen bedeckt, die an dem Pferdehaar auf und ab spazierten. Linné verfolgte ihren Weg und fand das Nest auf der entgegengesetzten Seite des Hauses an der Gartenmauer.

Und nun die Spinnen. Wenn ich diese widerwärtigen Thiere nenne, so geschieht es zunächst, um einen allgemeinen verbreiteten Irrthum zu berichtigen; sie sind nämlich den Menschen durchaus ungefährlich. Dies gilt hauptsächlich von der in Aegypten sehr häufig vorkommenden schwarzbehaarten Kellerspinne, die allerdings die Größe einer kleinen Kinderhand erreicht und abschreckend genug aussieht. Man nennt sie viel=

fach die aegyptische Tarantel und dichtet ihrem Biß ähnliche gefährliche Folgen an, wie dem der italienischen, der ja auch nach neueren Untersuchungen in das Reich der Fabel gehört. Erstens beißt sie den Menschen nicht, und dann ist ihr Biß überhaupt nicht giftig*). Sonst erinnert sie ganz an die brasilianische Busch- oder Vogelspinne, die bekanntlich faustgroß wird und die Kolibri-Nester überfällt, deren Eier sie austrinkt, und auch wohl das Vögelchen selbst verzehrt, wenn sie es erhaschen kann. Andere Arten von Spinnen, größere und kleinere, findet man übrigens in allen aegyptischen Häusern, und wohl nirgends in der Welt sieht man an den Zimmerdecken, sogar in den prächtigsten Palästen, so viel Spinnengewebe, wie in Kairo. Der strenggläubige Mohammedaner, so hörte ich wenigstens, hält sie für einen Segen des Himmels und behauptet, daß der Koran ihre Vertilgung verbietet.

Eine ganz besondere Art von Spinnen darf ich, schon aus Erkenntlichkeit, nicht unerwähnt lassen. Es ist dies die überaus drollige Hüpf- oder Springspinne, die sich an allen Fensterscheiben findet und wie ein Blitz aus ihrem Verstecke herausfährt, um Fliegen und Mücken zu fangen. Man begreift leicht, daß man

---

*) Dies wird allerdings von Manchen bestritten; aber meine Gewährsmänner sind mehrere hiesige deutsche Apotheker, die in jedem Sommer unzählige Skorpionsstiche und Schlangenbisse behandeln, aber noch nie einen Spinnenbiß zu Gesicht bekommen haben.

ein so nützliches Thierchen in Ehren hält, und man wünscht nur, es möchte in zehnfach größerer Anzahl vorhanden sein. Die Geschicklichkeit dieser Spinne ist aber auch wirklich staunenswerth. Sie springt, „fliegt“ möchte man fast sagen, von einer Seite des Fensters zur andern und erhascht in der Luft sicher ihre Beute. So kann also selbst eine Spinne zu unserer Freundin werden, und mehr als einmal habe ich mich leise vom Fenster entfernt, um sie in ihrer nützlichen Arbeit nicht zu stören.

Jetzt aber wird es Ernst. Es kommen die Schlangen und Skorpione, die hier in Aegypten leider häufiger anzutreffen sind, als recht und billig ist, und die auch mir schon manche unruhige Stunde gemacht haben. Die ersteren, deren es eine ziemlich große Anzahl von Arten giebt, sind fast durchweg giftig, und was ein Skorpionstich bedeutet, weiß man auch bei uns in Europa. Gottlob sind die Schlangen in Kairo selbst ziemlich selten, denn ihre eigentliche Heimath ist die Wüste, aber wer eine Parterre-Wohnung hat, die noch dazu nach einem Garten hinausgeht — und das sind gerade die schönsten und am meisten gesuchten — thut wohl, auf seiner Hut zu sein. Sie schleichen sich gern Abends und Nachts in die Zimmer, liegen dann zusammengeringelt und versteckt in irgend einem dunkeln Winkel, bis man sie zufällig entdeckt und aufjagt, wo sie sich dann zur Wehre setzen und beißen. Bei einiger Geistesgegenwart schlägt man sie leicht mit einem starken Stocke,

der allerdings auch gleich zur Hand sein muß, todt, sonst ist ein behutsamer Rückzug das Beste und auch für einen Mann, und wäre es ein preußischer General, keineswegs ein Zeichen von Feigheit. Für Kinder ist die Gefahr natürlich am größten. Man hat deshalb immer ein Fläschchen Phenil- oder Carbolsäure im Hause, mit der sofort die Wunde eingerieben wird. Auch Ammoniak thut gute Dienste, und dann läßt man so schnell wie möglich einen Arzt holen. Tod durch Schlangenbiß ist im Ganzen selten und alsdann immer eine Folge von Vernachlässigung. Die Beduinenknaben fangen große Schlangen in der Wüste, reißen ihnen geschickt die Giftzähne aus und produziren sich dann damit in den Straßen von Kairo. Es gibt auch sogenannte Schlangenbändiger, alte Araber, die in die Häuser gehen, wie bei uns die Kammerjäger, und durch Singen und Pfeifen die Schlangen aus ihrem Verstecke hervorzulocken wissen, sie fangen und in einen Sack stecken; sie lassen sich aber ihre Kunst gut bezahlen. Der Skorpion ist noch mehr verbreitet, und in der Wüste kann man kaum einen großen Stein aufheben, wo nicht einige darunter lägen. Sie kommen aber auch in die Häuser und halten sich wie die Schlangen gern in dunkeln, feuchten Winkeln auf, und nicht allein dort, sondern auch sonst überall. Ich selbst fand noch ganz kürzlich einen auf meinem Schreibtische, und zwar in einer Zeitung, die ich zufällig durchblätterte und nicht wenig erschrak über diesen unerwarteten gefährlichen Fund. Das hätte

irgend eines jener wilden Parteiblätter sein müssen, an denen es leider heutzutage in Deutschland nicht mangelt, was hätte man daraus für Konjekturen ziehen können; aber es war eine durchaus respektable illustrirte Zeitung, die sich der kleine giftige Molch zum Aufenthalte gewählt hatte. Jetzt steht er als Rarität in einem Spiritusfläschchen neben meinem Schreibzeuge. Sehr fatal ist bei dem Skorpion der Umstand, daß man ihn in der Regel immer da findet, wo man ihn am wenigsten vermuthet, z. B. in Handschuhen, die man eine Zeit lang unbenutzt hat liegen lassen, in Schuhen, Stiefeln u. s. w. So pflege ich selbst des Abends nie meine Pantoffeln, oder Morgens meine Bottinen, anzuziehen, ohne sie vorher umzukehren, ob nicht etwa einer dieser ungebetenen Gäste herausfallen sollte. Man gewöhnt sich hier leicht an dergleichen „Kleinigkeiten“ und verliert kein Wort weiter darüber.

Zu diesen Kleinigkeiten gehört auch eine Art von Eidechsen, die sogenannten Gecco's, die sich in den meisten Häusern aufhalten. Sie sind indeß durchaus harmlose und recht niedliche Thierchen; aber der Neuling erschrickt trotzdem, wenn er sie früh Morgens von seinem Bette aus an den Wänden umherschlüpfen sieht. Dabei geben sie einen seltsamen Ton von sich, ähnlich wie das entfernte Lachen eines Kindes, was sie für den, der sie noch nicht kennt, erst recht unheimlich macht. Abends bei Licht werden sie sogar ganz zutraulich, und man kann sie alsdann bequem

beobachten und ihre Geschicklichkeit bewundern, mit welcher sie Fliegen und Mücken fangen. Die Gecco's sind mithin, wie die Springspinnen, unsere Beschützer und Freunde, und auch sie möchte man zehnfach zahlreicher und hundertmal gefräßiger wünschen, um recht von ihnen zu profitiren.

Das Licht, d. h. die brennende Lampe oder Kerze, spielt überhaupt in der gesammten Insektenwelt eine bedeutende Rolle, und zu dieser lichtsuchenden Welt kann man auch andere Thiere höherer Ordnung rechnen, z. B. die Fledermäuse, von denen es in Kairo Myriaden gibt, und die uns fast jeden Abend in einigen kecken Exemplaren einen flüchtigen Besuch machen, zu den offenen Fenstern hinein und wieder hinaus; sie müßten denn, was freilich auch manchmal passirt, direkt auf die brennenden Kerzen losfliegen und sie auslöschen, was, wenn Damen zugegen sind, immer große Emotionen hervorruft. Eine weit größere Art, der fliegende Hund, der Vampyr, ist seltener, aber auch er (wir erwähnten seiner schon früher einmal) ist durchaus ungefährlich.

Spaßhaft ist es, wenn ich Abends in der heißen Jahreszeit nach Hause komme und mit der Kerze in's Zimmer trete. Es entsteht alsdann ein allgemeines sauve qui peut. Die großen Schaben, welche die meisten meiner Landsleute auch hier im Orient und vermuthlich aus Patriotismus immer Schwaben nennen, und die zolllang werden, schlüpfen über den Fußboden in ein sicheres Versteck, eine kleinere, zierlichere und

hellere Art huscht über die Papiere meines Schreibtisches ins Dunkel; kleine, dicke, schwarze Käfer folgen ihnen, so schnell sie vermögen, und zwischendurch schlängeln sich glatte, silberglänzende Würmchen, die sich in irgend ein Kästchen oder hinter den schützenden Rahmen einer Photographie flüchten und sich dort in ein kleines, braunes Püppchen verwandeln, um später als Kleidermotte auszufliegen, deren Menge in Aegypten an die französische Kriegskosten-Entschädigung erinnert. An den Wänden glitzert und blinkt es gleichfalls von allerlei geflügelten oder ungeflügelten Thierchen, die hastig und verwirrt durcheinander kriechen und schwirren, um ihre Schlupfwinkel aufzusuchen, denn sie scheinen sich sämmtlich die Parole zugerufen zu haben: „Er ist da! Er ist da! Machen wir, daß wir fortkommen!“

Die letzte Hälfte dieser Phrase rufe ich mir aber jetzt selbst zu, denn es ist auch für mich hohe Zeit, fortzukommen, d. h. meine überlange Arbeit endlich zu schließen.

Ende des I. Bandes.